

Fotis Jannidis

## Figur und Person

Beitrag zu einer historischen Narratologie

Narratologia Bd. 3

Walter de Gruyter · Berlin · New York 2004



## Vorwort

Selbst eine Qualifikationsschrift hat eine ebenso vielfache wie vielfältige Autorschaft. Der DFG verdanke ich, daß ich aufgrund eines großzügigen Stipendiums in Ruhe an diese Arbeit gehen konnte. Die Hamburger Forschergruppe Narratologie – insbesondere Jens Eder, Peter Hühn, Tom Kindt, Jan-Christoph Meister, Hans-Harald Müller, Wolf Schmid und Jörg Schönert – hat mir ebenso wie Ansgar Nünning in Giessen die Gelegenheit geboten, frühe Fassungen meiner Gedanken vorzutragen, in der Diskussion zu erproben und mich mit scharfsinnigen Fragen gezwungen, weiterzudenken. Mit ihren ausführlichen Stellungnahmen haben Hendrik Birus, Konrad Ehlich, Wolfgang Frühwald und Jan-Dirk Müller dazu beigetragen, daß die Druckfassung sich positiv von der ersten schriftlichen Fassung abhebt. Wenn die Form des Textes nun einigermaßen den Vorstellungen des Verlages entspricht, dann ist dies vor allem das Verdienst von Renate Soltysiak, Sabine Bauer und Christine Brandtner. Zahlreiche Hinweise und Ergänzungen, die im kleinen wie im großen dem Text aufgeholfen haben, kamen von Katrin Fischer und Britta Jubin. Uri Margolin sei für seine aufmunternde und freundliche Aufnahme der Arbeit gedankt. Das richtige Material zum richtigen Zeitpunkt in die Hände zu bekommen, ist manchmal besonders fördernd. Dafür hat diesmal nicht nur der Zufall gesorgt, sondern auch Peter Thannisch mit der unkomplizierten Überlassung von Materiel zu der von ihm betreuten »Jerry Cotton«-Reihe, Cornel Zwierlein mit juristischem Rat, Gerhard Lauer mit zahlreichen Literaturhinweisen sowie Bertram Malle mit der wiederholt postwendenden Zusendung von Aufsätzen. Mit seiner freundschaftlichen Lektüre hat Fritz Gesing zur Lesbarkeit des Textes beigetragen. Karl Eibl sei für sein anspornendes Vertrauen und seine andauernde und vielseitige Unterstützung gedankt. Simone Winko hat diese Arbeit vielfältig mitgestaltet und so eigentlich erst möglich gemacht. Alle Fehler und Versehen aber, und das betrifft auch die Auslassungen in dieser Danksagung, sind selbstverständlich nur mir zuzuschreiben.



## Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung.....	1
2 Narrative Kommunikation .....	15
2.1 Das Problem.....	15
2.2 Autor.....	20
2.3 Modell-Leser und Textstrategie.....	28
2.4 Situation und Bedeutung.....	34
2.5 Codebasierte vs. inferenzbasierte Kommunikation.....	44
2.6 Das Kooperationsprinzip der narrativen Kommunikation.....	52
2.7 Narrative Konventionen.....	60
2.8 Geregelte Suche .....	75
2.9 Zusammenfassung.....	80
3 Probleme mit der Figur.....	85
4 Das Benennen der Figur.....	109
4.1 Erkennen.....	110
4.2 Bezeichnen.....	120
4.3 Situativer Rahmen.....	130
4.4 Identität.....	137
5 Was ist eine Figur?.....	151
5.1 Die Codes der Figur.....	151
5.2 Das Spiel der Codes und ihre Lektüre.....	157
5.3 Die Merkmale der Figur.....	160
5.4 Lektüren der Figur.....	166
5.5 Die Tiefenpsychologie der Figur.....	169
5.6 Figuren in fiktionalen Welten .....	172
5.7 Figuren als mentale Modelle.....	177
5.8 Basistypus .....	185
6 Aufbau der Figur.....	197
6.1 Figureninformationen.....	198
6.2 Charakterisierung.....	207
6.3 Motivierung.....	221
6.4 Identifikation .....	229
7 Fazit.....	237

Anhang A: Jerry Cotton.....	247
Anhang B: Glossar.....	251
Literaturverzeichnis.....	257
Quellen.....	257
Sekundärliteratur.....	258
Index.....	288

## 2 Narrative Kommunikation

### 2.1 Das Problem

Grundlage der narratologischen Modellbildung ist die These, literarische Erzähltexte seien Element einer vielschichtigen Kommunikation.<sup>1</sup> Das narratologische Modell<sup>2</sup> dient vor allem der Beschreibung und Analyse von Text-

---

<sup>1</sup> Einen der wichtigsten Versuche, den Begriff »Kommunikation« genauer zu erfassen, stellt immer noch die Arbeit von Klaus Merten dar, der auf der Datenbasis von 160 gesammelten Definitionsversuchen eine Explikation des Begriffs versucht; vgl. Merten (1977). Mertens Beschreibung von Kommunikation als in sachlicher, temporaler, und sozialer Hinsicht reflexiven Prozeß fügen neuere Arbeiten wie die von Manfred Faßler lediglich die Betonung der Medienbedingtheit von Kommunikation hinzu; vgl. Faßler (1997). Sehr fruchtbar für die folgenden Überlegungen war Rudi Kellers instrumentalistische Auffassung von Bedeutung in seinem Modell allgemeiner und insbesondere sprachlicher Kommunikation; vgl. Keller (1995). Alle neueren Kommunikationstheorien lehnen die Vorstellung ab, daß Kommunikation die »Übertragung« einer »Botschaft« sei. Uneinigkeit besteht vor allem darüber, ob und wie Kommunikation möglich sei, wenn die verwendeten Zeichen im Vergleich mit dem zu Kommunizierenden unterspezifiziert sind.

<sup>2</sup> Die narratologische Modellbildung ist selbstverständlich nur ein Sonderfall im Rahmen eines Modells literarischer Kommunikation, ist aber aufgrund der Spezifika der erzählerischen Kommunikation durchaus eigenständig. Vgl. zur deutschen Tradition solcher erzähltheoretischen Modelle: Janik (1973). Janiks Modell wendet sich explizit gegen die gleichzeitige französische Narratologie, die den Aspekt der Kommunikation weitgehend ausblendet. An die Begrifflichkeit der Rezeptionsästhetik knüpft Dietrich Krusche an (Krusche 1978). Kahrman/Reiß/Schluchter [ED der Neubearbeitung 1986, ED 1977] (1993: 19-63); Zerbst: [1982] (1995). Sehr viel ausgeprägter – was man schon an den Namen der Beiträge sieht – ist die angelsächsische Diskussion, die wiederholt auf Seymour Chatmans Entwurf zurückgreift (Chatman 1978: 151). Derselbe noch einmal zum *implied author* in Chatman (1990: 74ff.); Martin (1986: 152ff.); O'Neill (1996: 107ff.). Insbesondere die Einführungen und Lehrbücher gehen vom Kommunikationsmodell aus, z.B. der Sammelband klassischer Texte von Onega/Landa (1996: 11). Sowohl die angelsächsische als auch die deutsche Diskussion integriert Nünning (1989: 25ff.). Vgl. auch den Überblick, der das Kommunikationsmodell als Ausgangspunkt nimmt, in Nünning/Jahn (1994: 285). All diese Modelle weisen bei aller terminologischen Verschiedenheit weitgehende Übereinstimmungen auf, wie schon früh konstatiert wurde; vgl. Fieguth (1973: 186). Die klassische französische Narratologie, wie sie z.B. in Genettes *Diskurs der Erzählung* [1972](1994) und in Barthes *Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen* [1966](1988) formuliert ist, sieht, wie schon erwähnt, von den kommunikativen Gegeben-

phänomenen, im Gegensatz zum Begriff der »literarischen Kommunikation«, der in den letzten Jahren hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt des Sozialsystems Literatur untersucht wurde und der sich in dieser Form bislang nicht stringent auf die Ebene der Textanalyse beziehen ließ.<sup>3</sup> Kleinster gemeinsamer Nenner der narratologischen Modelle ist die Annahme von drei Ebenen, auf denen die Kommunikation sich ereignet. Auf der ersten Ebene kommuniziert ein realer Autor mittels seines Erzählwerks mit einem ebenso realen Leser. Auf der zweiten Ebene kommuniziert ein Erzähler mit der Leserrolle im Text und auf der dritten Ebene kommunizieren die Figuren der Erzählung miteinander.<sup>4</sup> Der unbestreitbare Vorteil eines solchen Modells besteht

---

heiten weitgehend ab. Zumindest Genette hat seine Position aber in späteren Untersuchungen revidiert, so bezieht z.B. seine Monographie »Paratexte« (1987) gerade die Kommunikationssituation und -struktur mit ein. Zu Fluderniks Kritik am Kommunikationsmodell vgl. Fußnote 63. – Vgl. zum Problemkomplex, inwieweit die Literaturwissenschaft die Ergebnisse der Pragmatik übernehmen kann, auch unten die Diskussion der Konversationsmaximen und der Relevanztheorie S. 52.

<sup>3</sup> Diese Verwendungstradition des Begriffs »literarische Kommunikation« bezieht sich auf sozialwissenschaftliche Theoriemodelle, deren profiliertestes zur Zeit ohne Frage Niklas Luhmanns Systemtheorie ist. Allerdings sind diese Ansätze für die Textanalyse wenig fruchtbar, da sie aufgrund ihres Abstraktionsgrads kein Instrumentarium für die Untersuchung von Texten bereitstellen und aus ihren theoretischen Annahmen wohl auch keines abzuleiten ist. Den Versuchen, doch von den Sozialsystemen auf die Textebene »durchzugreifen« (Niels Werber), sind bislang keine überzeugenden Erfolge beschieden. Die prominentesten Vertreter dieses in sich bereits sehr differenzierten Ansatzes sind wohl die empirische Literaturwissenschaft Siegener Provenienz (S.J. Schmidt), die jedoch Luhmann kritisch gegenübersteht, die Arbeiten von Gerhard Plumpe und Niels Werber, z.B. Plumpe/Werber (1995), die Leidener Schule mit Henk de Berg und Matthias Prangel, z.B. de Berg/Prangel (1997). Einen guten Überblick bieten die folgenden Forschungsberichte, die alle auf den problematischen Status des Textes in den referierten Modellen hinweisen: Jäger (1994); Ort (1995); Jahraus/Schmidt (1998). Tatsächlich speisen sich die textanalytischen Verfahren in den meisten systemtheoretischen Untersuchungen aus anderen, oft traditionell hermeneutischen Quellen. Zur prinzipiellen Skepsis gegenüber den Versuchen, den systemtheoretischen Kommunikationsbegriff für die Textanalyse fruchtbar zu machen, vgl. auch Jahraus (1999). Optimistischer ist Reinfandt (1997). Allerdings zeigen seine Ausführungen wohl wider Willen, daß die systemtheoretischen Konzepte, die für kontextuelle Relationierungen so ergiebig sind, für die narratologischen Aspekte kaum fruchtbar werden. – Die Sammelbände der Reihe *Archäologie der literarischen Kommunikation*, bis auf einen Band herausgegeben von Aleida Assmann, sind nach anfänglichen engeren Bezügen zum Kommunikationsbegriff, etwa in der Analyse der besonderen Bedingungen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, nun durch sehr weite thematische Vorgaben wie »Weisheit« oder »Einsamkeit« eher Explorationen des kulturellen Gedächtnisses.

<sup>4</sup> Die genaue Anzahl der Ebenen schwankt, die genannten Ebenen bilden den kleinsten gemeinsamen Nenner.

in der offensichtlichen Komplexität des Instrumentariums, wenn man auch, wie oft beklagt, dieses Vorteils verlustig zu gehen droht, sobald die Nomenklatur ebenso komplex wie das zu beschreibende Phänomen ist. Die erfolgreichen Analysen der Zeitgestaltung oder des Problemkomplexes ›Erzähler‹ geben ein Instrumentarium an die Hand, das jede im Text gegebene Information in Relation zu ihrer Quelle, zu anderen Informationen dieser Art und zur narrativen Welt setzt. Diese Leistungsfähigkeit soll hier nicht in Frage gestellt werden. Im Gegenteil, es soll im Anschluß daran ein analoges Instrumentarium entwickelt werden, das jede einzelne Figureninformation erfaßt und in Beziehung setzt zu ihrer Quelle, zu anderen Informationen zur gleichen Figur und zur Position im Netzwerk der Figureninformationen im Text, beschrieben entlang der Dimensionen Dauer, Menge, Häufigkeit usw., und dies wiederum in Beziehung setzt zur Figur als Teil der erzählten Welt. Der analytische Gewinn durch ein solches klares Raster an Beschreibungskategorien ist unbestreitbar, da auf diese Weise Differenzierungen präsent gehalten werden können, die von manchem hellsichtigen Interpreten manchmal berücksichtigt, von den meisten aber zum Schaden der Textbeschreibung und der darauf aufbauenden Interpretation vernachlässigt werden.

Eine solche Beschreibung muß sich aber vor allem einem Problem stellen: der ungeheuren Informationsmenge, die sie erzeugt. Schon nach wenigen Sätzen einer Erzählung sind zahlreiche Informationen zu einer Figur gewonnen, und weil sie auch untereinander relationiert werden können, wächst die Menge der weiter zu verarbeitenden Informationen exponentiell an und überschreitet bald jedes handhabbare Maß.<sup>5</sup> Man kann dieses Problem nicht dadurch umgehen, daß man auf das Beschreibungsinstrumentarium grundsätzlich verzichtet; dazu sind dessen Vorteile für eine detaillierte systematische Beschreibung zu groß. Aber man darf das Problem der Informationsüberlastung auch nicht vernachlässigen, da jedes derartige Modell ansonsten das Schicksal zahlreicher strukturalistischer Modelle aus den 1970er Jahren teilen wird, nämlich aufgrund seiner Unhandlichkeit und aufgrund der Fülle an redundanten Informationen, die es erzeugt, keine Verwendung zu finden. Eine solche Überforderung der Informationsverarbeitungskapazitäten der Literaturwissenschaftler würde dann nur wiederum einen Rückzug auf hermeneutische Strategien bewirken, die zwar unverbind-

---

<sup>5</sup> Eine mögliche Alternative bietet die Verarbeitung der Informationen mit dem Computer. Bislang steckt diese Form der Analyse allerdings noch in den Kinderschuhen; vgl. zum Stand der Forschung und zu einem neuen Modellentwurf Meister (2003).

licher sind, aber in diesem Punkt durchaus bewährt. Sie legitimieren den Rückgriff auf die eigenen kommunikativen Kompetenzen, ausgebildet nicht nur in der Alltagskommunikation, sondern auch im Umgang mit zahlreichen historischen Dokumenten der verschiedensten Textsorten, und auf eine Auswahl der wesentlichen Informationen aus dem Text.

Will man das strukturelle Beschreibungsinventar beibehalten und dennoch nicht in der Informationsflut ertrinken, könnte man die Komplexität des Beschreibungsinventars reduzieren. Das aber hätte die Folge, daß die Beschreibung sich immer weit unter dem Niveau befände, das ein Interpret aufgrund seiner hermeneutischen Kompetenz als adäquat beurteilen würde. Bei der Analyse einer konkreten Textstelle ist ja zumeist ein Teil des Beschreibungsinventars mindestens mit dem Auflösungsvermögen der angebotenen Kategorien vonnöten, aber eben nur ein kleiner Teil. Auch eine unterschiedliche Differenziertheit der Kategorien, die einen Kernbereich sehr detailliert, den Rest aber nur in weitergefaßten Begriffen behandelte, wäre kein Ausweg aus diesem Dilemma, da je nach der konkreten Textstelle, die beschrieben werden soll, ganz unterschiedliche Wahrnehmungen von dem entstünden, was den Kernbereich und was die Peripherie bildete.

Das Problem ist in diesem Fall also weniger, überhaupt Informationen zu gewinnen, sondern die Auswahl aus der sehr großen Fülle von Informationen. Einen brauchbaren Ansatzpunkt für eine Lösung dieses Problems bietet der bereits angesprochene Umstand, daß bei der Beschreibung unterschiedlicher Textstellen vom Interpretieren jeweils unterschiedliche Kategorien des Beschreibungssystems für sinnvoller und adäquater gehalten werden. Die Systematik eines strukturalen Kategorienbaus wird hier also um etwas Externes ergänzt, nämlich die Fähigkeit zu erkennen, was davon in welcher Situation sinnvoll anzuwenden ist. Worauf basiert diese Fähigkeit? Kann sie soweit explizit formuliert werden, daß sie als Element in ein Modell narrativer Kommunikation eingehen kann?

Die folgenden Ausführungen entfalten eine doppelte These: Die Fähigkeit zur Auswahl basiert auf der kommunikativen Kompetenz des Interpreten, die sich in der Auseinandersetzung mit seinem historischen Quellenmaterial entwickelt hat und die, wenn auch immer unvollständig, die kommunikativen Kompetenzen des zeitgenössischen Lesers reproduziert. Die kommunikative Kompetenz läßt sich, so die zweite These, als größtenteils proze-

durales Wissen<sup>6</sup> um regelhafte Zusammenhänge in der Kommunikation beschreiben. Diese Regeln oder Konventionen,<sup>7</sup> die bei einer Auswahl aus den verfügbaren und möglichen Informationen zur Anwendung kommen, müssen zum Teil des narratologischen Modells gemacht werden – das ist wohl die einzige Möglichkeit, das Problem der Informationsüberlastung in überprüfbarer Weise zu lösen.

Die Strategie zur Entfaltung dieser Thesen muß auf den ersten Blick paradox erscheinen, da in den ersten beiden Schritten erst einmal für die Einbeziehung von Instanzen des Kommunikationsmodells geworben wird, die bislang vernachlässigt wurden, und damit also die Informationsmenge offensichtlich vergrößert wird. Zuerst wird die Kommunikationsebene »realer Autor – realer Leser« und ihre Relevanz für die Textbeschreibung und -interpretation skizziert, da sie in den narratologischen Modellen zwar angesprochen wird, zumeist aber nur, um dann gleich ausgeklammert zu werden. In einem zweiten Schritt wird gezeigt, wie der Begriff der Kommunikationssituation auch für den Fall der schriftlichen narrativen Kommunikation verwendet werden kann. Erst in einem dritten Schritt werden die Selektionsstrategien ausführlicher thematisiert. Doch ohne die in den ersten beiden Schritten hinzugewonnenen Informationen kann man die Auswahlregeln für die vorhandenen Informationen ebensowenig wie die Regelhaftigkeit der Auswahl ermitteln.

Eine Einschränkung vorneweg: Ziel einer narratologischen Figurenanalyse ist eine möglichst präzise, textnahe Phänomenbeschreibung, die durch weitgehenden Verzicht auf weitreichende Vorannahmen intersubjektive Plausibilität auch gerade in Zeiten des Methodenpluralismus beanspruchen darf. Leider funktioniert das so nicht. Schon bei der Erfassung der Textphänomene, bereits bei der Bestimmung, was die Grenze und Gestalt eines Textphänomens ist, spielen bekanntlich weitergehende Annahmen über Zeichen- und Rezeptionsprozesse eine Rolle. Dies gilt um so mehr für hochaggregierte Phänomene wie die Figur. Welches Textelement ist Teil der

<sup>6</sup> »Wissen, das sich darauf bezieht, wie man verschiedene Aufgaben ausführt; im Gegensatz zu deklarativem Wissen«, dem expliziten Wissen über verschiedene Sachverhalte; Anderson (1996: 457). Vgl. dazu auch Foppa (1994).

<sup>7</sup> Wie genau solche Regeln aussehen, dazu unten mehr. Wichtig ist aber schon an dieser Stelle die Feststellung, daß es sich nicht um Regeln im Sinne von mechanischen, kontextfreien Verknüpfungen der Form »immer wenn A, dann B« handelt, sondern um nach Wahrscheinlichkeit gestaffelten kontextsensitiven Zusammenhangsvermutungen. »Wahrscheinlichkeit« bezieht sich hier nicht auf ein statistisches Konzept, sondern auf die Möglichkeit einer komparativen Skalierung: »wenn A, dann oft B, manchmal auch C (komparative Skalierung) – aber beides meistens nur, wenn nicht D (Kontextsensitivität)«.

›Figur?‹ Wie lassen sich wichtige und unwichtige Figureninformationen unterscheiden und hierarchisieren? Wie lassen sich Figureninformationen zu allgemeineren Einheiten synthetisieren? Auf den verschiedenen Ebenen der Figurenanalyse kommen ganz unterschiedliche Regeln, beschrieben in ebenso diversen Theoriefeldern, zum Tragen. Aber auch ein Modell narrativer Kommunikation, selbst wenn es an dieser Stelle entwickelt werden könnte, ist als Rahmentheorie nicht ausreichend. Eine Analyse narrativer Kommunikation müßte eingebettet werden in eine Theorie der Kommunikation und der literarischen im besonderen sowie Aspekte wie ›Zeichen‹, ›Medium‹, ›Bedeutung‹ berücksichtigen. Das heißt selbstverständlich nicht, daß die Figurenanalyse erst begonnen werden kann, wenn all diese Theoriefelder befriedigend bestellt sind, sondern bezeichnet lediglich eine definierte Abhängigkeit.<sup>8</sup> Auch nur die Skizze eines solchen Modells zu leisten, ist hier nicht der Ort. Vielmehr sollen einige Aspekte narrativer Kommunikation unter dem Gesichtspunkt erörtert werden, inwieweit sie zur Lösung des Problems Informationsüberlastung beitragen, und dabei auch einige gängige Vorurteile ausgeräumt werden.

## 2.2 Autor

Die Diskussion über die Rolle des Konzepts ›Autor‹ wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von den Argumenten dreier einflußreicher Texte dominiert.<sup>9</sup> Auf ganz unterschiedliche Weise erklärten sie den Begriff für unbrauchbar, und diese Auffassung, getragen von breiteren subjektkritischen Strömungen, verfestigte sich in der literaturtheoretischen Diskussion immerhin so sehr, daß jeder, der den Begriff des Autors weiterhin verwendete, in den Verdacht theoretischer Naivität geriet. Die literaturwissenschaftliche Praxis reagierte auf diese theoretische Einseitigkeit erstaunlich produktiv, da traditionelle hermeneutische und autorphilologische Untersuchungsansätze nicht von diskursanalytischen, systemtheoretischen oder anderen ersetzt, sondern durch sie ergänzt wurden und werden. Inzwischen mehren sich auch in der literaturtheoretischen Diskussion die Stimmen, die den Autor-

---

<sup>8</sup> Vgl. auch Margolin (1989: 20).

<sup>9</sup> Williams K. Wimsatt/Monroe C. Beardsley: Der intentionale Fehlschluß. Roland Barthes: Der Tod des Autors. Michel Foucault: Was ist ein Autor? – Alle Texte in: Jannidis u.a. (2000).

begriff, wenn auch nur bei sorgfältiger Reformulierung, für nützlich erachten, um bestimmte Fragestellungen zu verfolgen.<sup>10</sup>

Für das hier angesprochene Modell narrativer Kommunikation sind zwei Aspekte des Begriffs ›Autor‹ relevant. Relativ unbestritten scheint die Brauchbarkeit des Begriffs für die historische und kulturelle Situierung eines Textes zu sein.<sup>11</sup> Der Autor als Urheber des Textes bietet damit zugleich das Instrument, den Text mit bestimmten Sprach- und Wissensbeständen zu verbinden und andere Verbindungen auszuschließen. Offensichtlich sind Autoren aber nicht transparente Durchgangsstationen für solche Wissensformen, sondern haben sich diese aktiv und selektiv angeeignet und dabei verformt und verändert. Deutlich umstrittener ist nun die Frage, welche Rolle diese akteurspezifische Leistung bei der Analyse von literarischen Texten spielen soll. Zwei kritische Argumentationsmuster lassen sich identifizieren. Wimsatt/Beardsley haben betont, daß zur Ermittlung einer Textbedeutung der Bezug auf den Autor irrelevant sei, da Lexikon und Grammatik öffentliche, allgemein zugängliche Konventionen seien und nur diese bei der Ermittlung der Textbedeutung herangezogen werden müssen. Sie sind damit klassische Vertreter eines codebasierten Kommunikationsmodells. Weiter unten werden die Gründe, die für ein anderes, ein inferenzbasiertes Kommunikationsmodell sprechen, ausführlicher dargelegt. Hier sei nur daran erinnert, daß es allgemein übliche literaturwissenschaftliche Praxis ist, zur Feststellung, ob ein Text oder eine Textpassage als ironisch aufzufassen sei, textinterne Ironiesignale, aber eben auch das Wissen über den Autor heranzuziehen. Ebenso spricht der Umstand, daß Autorenwörterbücher keineswegs identisch mit dem zeitgenössischen Lexikon sind, dafür, die Rolle des Akteurs etwas stärker zu gewichten.

Foucault, Repräsentant des zweiten Argumentationsmusters, sieht im ›Autor‹ eine Art Selbsttäuschung des Rezipienten:

das, was man an einem Individuum als Autor bezeichnet (oder das, was aus einem Individuum einen Autor macht) [ist] nur die mehr bis minder psychologisierende Projektion der Behandlung, die man Texten angedeihen läßt, der Annäherungen, die man vornimmt, der

---

<sup>10</sup> Vgl. die noch weitgehend immanente Kritik in Burke (1992); die Weiterführung philosophisch basierter intentionalistischer Standpunkte in Iseminger (1992); aus systemtheoretischer Perspektive, aber vor allem mit hübschen Anekdoten Werber/Stöckmann (1997: 233-62); außerdem die Beiträge in Jannidis u.a. (1999).

<sup>11</sup> Radikale Intertextualitätspositionen halten allerdings auch diese Differenzierungsfunktion für fragwürdig; vgl. etwa Kristeva [1968] (1972).

Merkmale, die man für erheblich hält, der Kontinuitäten, die man zuläßt, oder der Ausschlüsse, die man macht.<sup>12</sup>

Der Umgang des Lesers mit dem Text wird auf den Autor projiziert; der Leser macht das Individuum, das den Text verfaßt hat, erst zum ›Autor‹. Diese Analyse ist wohl ebenso scharfsinnig wie korrekt, nur so dramatisch, wie sie in Foucaults Text erscheint, ist sie nicht, denn was wäre die Alternative? Eigentlich nur das Paradox eines direkten, nicht medialisierten Kontakts zum Autor, der durch das Medium der Schrift vermittelt wird. Tatsächlich ist eine solche paradoxe Erfahrung oft der Effekt schriftlicher Kommunikation, und der besondere Gewinn von Foucaults Analyse liegt darin, diesen Lektüreprozeß, der so automatisiert und schnell vonstatten geht, wie es nur lange Sozialisation möglich macht, gestört und damit gleichsam verlangsamt und der Analyse zugänglich gemacht zu haben. Etwas irreführend ist aber der angebliche Gegensatz zwischen der Täuschung und Scheinbarkeit der ›psychologisierenden Projektion‹ einerseits und der sicher beschreibbaren ›Behandlung der Texte‹ andererseits, da die psychologische Projektion kein Teil ist, den man von der Behandlung abziehen kann, sondern ihr integraler Bestandteil. Das Problematische ist insgesamt weniger der analytische Teil von Foucaults Text, sondern vielmehr seine Entlarvungs- und Befreiungsrhetorik, denn diese suggeriert, wie ja auch die bekannte Utopie am Ende des Texts, daß ein Verzicht auf das Konzept ›Autor‹ in irgendeiner Weise besser und dem Gegenstand adäquater wäre und die Verwendung des Begriffs auf einer Art Täuschung beruhe.<sup>13</sup>

Man muß sich vor Augen halten, daß Foucault das Bild der Kommunikation aus der Perspektive des Rezipienten zeichnet. Aus der Perspektive des Autors stellt es sich etwas anders dar. Die Regeln zur Konstruktion des Autors sind ja den Autoren ebenfalls bekannt und werden von ihnen in der Kommunikation vorausgesetzt und verwendet, um ihre kommunikativen Ziele zu erreichen, zu denen in vielen Formen literarischer Kommunikation übrigens nicht zuletzt die Vermittlung eines bestimmten Autorbildes gehört. Die Form der »Behandlung, die man Texten angedeihen läßt« ist also Teil der Erwartungserwartungen, die diese spezifische Kommunikation in ihrer

<sup>12</sup> Foucault (2000: 214).

<sup>13</sup> Er grenzt dies selbst wieder ein, allerdings nur an versteckter Stelle, vgl. die Variante in der amerikanischen Fassung des Textes; ebda. S. 228f. Vgl. zur intensiveren Auseinandersetzung mit Foucaults Aufsatz Jannidis (1999). Foucaults historische Thesen sind bekanntlich inzwischen wiederholt differenziert und problematisiert worden; insgesamt passen die historischen Befunde kaum zu seinen Hypothesen, haben aber intensive historische Forschung angeregt; vgl. Bein (1999), Scholz (1999).

besonderen Form überhaupt erst ermöglicht. Und wenn man von diesen Prozessen absieht, dann ist man nicht mit dem eigentlichen, in Form der von psychologischen Projektionen unverfälschten Texten, konfrontiert, sondern mit Zeichen ohne Gebrauchsregeln. Die ›Texte‹ sind also nur scheinbar handfester im Vergleich zur psychologisierenden Spekulation. Tatsächlich sind sie aber kein mögliches Rückzugsgebiet für fröhliche Positivisten, sondern sie sind Zeichenträger in einem kommunikativen Prozeß, der Existenz und Verwendung dieser Spekulation voraussetzt. Ohne die Spekulation gibt es nicht die Texte – nun erst richtig und ohne Täuschung gesehen –, sondern lediglich schwarze Flecken auf dem Papier.

Die Intention des Autors ist doch, das hat man außerdem gegen sie eingewandt, kaum zuverlässig zu ermitteln. Gegeben sei der Text; er müsse die Basis für alle weiteren Annahmen sein. Behelfskonstruktionen wie ›Textintention‹ oder ›impliziter Autor‹ verdeutlichen die unglückliche Zwischenstellung von theoretischen Positionen, die eine Instanz, der die Gestaltung des Textes sowie die Auswahl seiner Elemente zugeschrieben werden kann, für unabdingbar halten, andererseits aber den Rückgriff auf den textexternen Autor scheuen. Vielleicht kann man solche Bedenken zerstreuen, indem man noch einmal darauf hinweist, daß auch in der Alltagskommunikation die privaten Innenzustände von Menschen nicht zugänglich sind. Der Begriff ›Sprecherintention‹ bezeichnet auch in der alltäglichen Verwendung keinen mentalen Zustand des Sprechers in seiner individuellen und damit auch letztendlich unzugänglichen Vielschichtigkeit, schon allein da dieser Zustand zahlreiche nicht kommunizierbare Elemente enthalten kann; vielmehr wird mit ›Sprecherintention‹ oder ›Autorintention‹ ein Aspekt der *Kommunikation* bezeichnet, nämlich ein aufgrund des Gesagten und aller relevanten Kontextinformationen regelhaft ermittelbares Konstrukt.<sup>14</sup> Sowohl der Urheber einer Äußerung als auch deren Rezipient können annehmen, daß dieses Konstrukt in eben dieser Weise gebildet werden soll.

Angenommen der Sprecher äußert X. Von seiten des Sprechers ist dies eine Vorgabe an den Hörer: Wenn ich X sage, dann kann ich erwarten, daß der Hörer Y denkt, weil er annehmen kann, daß ich will, daß er Y denkt. Von der Seite des Hörers aus, klingt die Überlegung so: Der Sprecher äußert

---

<sup>14</sup> Psycholinguistische Experimente zeigen, wie wichtig die Unterstellung von Intentionalität für das Verständnis von Texten ist; so haben Versuchspersonen sich länger bemüht, Sätze zu verstehen, wenn man ihnen gesagt hat, sie seien von einem berühmten Dichter des 20. Jahrhunderts verfaßt als wenn sie gehört haben, sie seien zufällig von einem Computer konstruiert; vgl. Gibbs (1994: 74); offensichtlich sind Leser mit einem bloß solipsistischen Leseerlebnis nicht zufrieden.

X, weil er annimmt und will, daß ich dann denke, er will, daß ich Y denke.<sup>15</sup> Wie die Beziehung zwischen dem Gesagten und dem Gemeinten genau aussieht, wird unten noch ausführlicher behandelt. Hier sei zumindest festgehalten, daß es sich so gut wie nie um eine einfach kodierte Beziehung handelt, die mit Hilfe eines Codes entschlüsselt werden könnte, sondern daß Wissen über den Sprecher, die Situation und allgemeines Weltwissen herangezogen werden muß. Das gilt, wie gesagt, für die Alltagskommunikation, wie sie inzwischen von der linguistischen Pragmatik untersucht worden ist. Ironie, Metaphern, Situationsabhängigkeit von Deiktika sind nur einige offensichtliche Beispiele, die dieses Verhältnis illustrieren.

Literarische Erzähltexte unterscheiden sich von Alltagskommunikation u.a. dadurch, daß die Erzählstimme und der Autor nicht gleichzusetzen sind. Für die hier behandelten Aspekte narrativer Kommunikation ist die Frage irrelevant, ob diese Unterscheidung tatsächlich so dogmatisch verwendet werden muß, wie dies heute – in genauer Umkehrung jahrhunderterlanger Gebrauchsweisen – geschieht.<sup>16</sup> Sie ist unverzichtbar, z.B. für die Analyse

<sup>15</sup> Grice hat wohl als erster diese selbstbezügliche Mehrschichtigkeit von Kommunikation analysiert und unter dem Begriff »M-intending« zusammengefaßt. Grice' Analyse von »Der Sprecher U meint etwas, indem er x äußert.« lautet:

U äußert x in der Absicht, daß A

- (1) die Reaktion r produziert;
- (2) von U denkt, dieser beabsichtige, daß A die Reaktion r produziere;
- (3) von U denkt, dieser beabsichtige die Erfüllung von (1) basierend auf der Erfüllung von (2).

Vgl. Grice (1989: 86-116). Die Besonderheit dieser Beschreibung liegt darin, daß sie funktionierende Kommunikation selbst bei fehlender kommunikativer Konvention zumindest ansatzweise erklären kann, z.B. wenn jemand mit seinem Schirm winkt, weil er weiß, daß dieses Verhalten einen naheliegenden Gedanken suggerieren kann und daß der Zuschende (etwa noch in der Wohnung) einen solchen naheliegenden Gedanken erwartet; vgl. Levinson (2000b: 29).

<sup>16</sup> Tatsächlich ist diese Unterscheidung relativ jungen Datums; die Arbeit von Friedemann [1910] (1965) ist keineswegs sofort Allgemeingut geworden, sehr viel größere Bekanntheit erreichte der Aufsatz von Kayser (1958). Inzwischen ist die Unterscheidung zwischen Autor und Erzähler Grundlage eines Verbots geworden, eine Beziehung zwischen diesen beiden herzustellen, und dient nicht als Differenzierungsmöglichkeit, um unterschiedliche Kommunikationsaspekte zu beschreiben. Das mag didaktisch hilfreich sein, um naive Gleichsetzungen zu vermeiden, ist aber für wissenschaftliche Belange weder plausibel noch nützlich. Es gibt zahlreiche Texte, in denen der Erzähler und der implizite Autor zusammenfallen, und es gibt bedenkenswerte Vorschläge, den impliziten Autor als Verlegenheitslösung abzuschaffen und durch »Autor« zu ersetzen. Bekanntlich hat Wayne Booth den Begriff des »impliziten Autors« für die Beschreibung einer im Text nachweisbaren Diskrepanz zwischen Erzählerstandpunkt und Normen des Textes eingeführt. Der

von unzuverlässigen Erzählern<sup>17</sup> des Typus ›Kind‹, ›Lügner‹, ›Verrückter‹ oder ›Eingeschränkter‹, um zwischen den sonstigen Normen des Textes und denen des Erzählers zu unterscheiden. Man kann wohl in den meisten Fällen einen engen Bezug zwischen solchen Textnormen und Autorpositionen annehmen. Nicht das Fehlen einer Autorintention unterscheidet also literarische Texte von nicht-literarischen, sondern der Umstand, daß die Sprecherintention, wie sie aufgrund der Erzählstimme rekonstruierbar ist, deutlich markiert von der Autorintention abweichen kann, wie das bei unzuverlässigen Erzählern regelmäßig der Fall ist. Für die Figurenanalyse ist dieser Umstand vor allem dann von Bedeutung, wenn es Hinweise im Text gibt, daß der Erzähler als unzuverlässig eingeschätzt werden soll. Somit wird es deutlich schwieriger festzustellen, was nun ein Faktum der fiktionalen Welt ist und was nicht. Anders als im Falle historischer Quellen sind diese Kommunikationsprobleme ja intendiert, denn immer noch gilt die Konvention, daß der Erzähler solange als zuverlässig gilt, bis deutliche Signale des Gegenteils vorliegen.<sup>18</sup> Auch diese Intention kann man aber nur schwerlich dem Text selbst,<sup>19</sup> sondern letztendlich nur einer stets hypothetischen, stets falliblen Instanz zuschreiben.

---

Begriff konnte in Zeiten, die dem theoretischen Bezug auf den Autor nicht günstig gestimmt waren, dazu dienen, einen gerade für die moderne Literatur wesentlichen Sachverhalt zu beschreiben, scheinbar ohne dabei den Text zu verlassen. Zur wissenschaftsgeschichtlichen Rekonstruktion der Entstehungsbedingungen des Begriffs ›impliziter Autor‹ vgl. Kindt/Müller (1999: 273-87). Ihre Schlußfolgerung lautet, den Begriff des ›impliziten Autors‹ abzuschaffen und ihn durch ›Autorintention‹ zu ersetzen. Zur Diskussion der Doppelkommunikation von literarischen Texten und ihrer gleichzeitigen Konstruktion von Autorbild und Erzähler vgl. Jannidis (2002).

- <sup>17</sup> Vgl. zum Überblick Nünning (1998). Nünning diskutiert wichtige Aspekte des Konzepts seit seiner Formulierung durch Wayne Booth und schlägt vor, es im Rahmen einer kognitiven Narratologie als Interpretationsstrategie des Lesers zu konzeptualisieren, der damit Widersprüche im Text oder Abstimmungsprobleme von Text- und aktueller Welt verarbeitet. Der Sammelband enthält außerdem eine umfangreiche Forschungsbibliographie S. 290-302.
- <sup>18</sup> So reicht es wohl nicht aus, wenn sich ein einfacher Sach- oder Konsistenzfehler im Text findet; dies wird im allgemeinen als Fehler des Autors aufgefaßt. Erst wenn solche Fehler häufiger vorkommen und sich ihrem Vorkommen ein Muster zuschreiben läßt, wird man diese Textphänomene als intendierte Textsignale auffassen.
- <sup>19</sup> Die Redeweise von der ›Textintention‹ ist, wie der ›implizite Autor‹, der Versuch, Psychologie und Intentionsanalyse zu trennen; für die ›Textintention‹ spielt die noch unerforschte, sehr wirkungsmächtige Rezeption von Roman Ingardens phänomenologischen Studien eine wesentliche Rolle.

Kann man sich zur Bezeichnung dieser Instanz nicht einfach mit dem impliziten Autor zufrieden geben und die Frage nach dem Autor damit ruhigstellen? Die Antwort könnte ja lauten, wenn der Text alleine seine Bedeutung garantieren könnte, d.h. wenn die Bedeutung eines Textes, allgemeiner noch: die angemessene und intendierte Umgangsweise mit einem Text, lediglich aufgrund der im Text vorhandenen Schriftzeichen ermittelt werden könnte oder wenn Lesen lediglich die klar definierte Aufnahme von Schriftzeichen ins Bewußtsein wäre. Beides aber ist – wie eigentlich allgemein bekannt ist – nicht der Fall. Zwar gehört das Wissen um die Notwendigkeit der Kontextualisierung des literarischen Textes inzwischen zum Grundkurswissen jeder Literaturwissenschaft, aber der Bezug auf diesen Kontext wird vor allem für die lexikalische Semantik und die allgemeine Bedeutung des Textes hergestellt. Die historische und auch autorspezifische Variabilität der Lektüre-Praktiken, die zwischen diesen Ebenen angesiedelt sind, ist teilweise bekannt, wurde aber bislang nicht zu einem eigenen Forschungsprogramm umgesetzt. Die Prinzipien für den Umgang mit Literatur sind dem relativ engen Bereich einer besonderen Form von kanonisierter Literatur der letzten Jahrhunderte entnommen. Andere Literaturformen, z.B. der klassische Detektivroman oder die Pornographie, sowie andere Epochen setzen andere Umgangsweisen voraus,<sup>20</sup> kommen aber immer noch zu wenig in den Blick.

Diese Beispiele, so könnte man nun einwenden, illustrieren doch lediglich die Abhängigkeit des Lektüreverhaltens von einigen Parametern wie kulturelles Milieu, Epoche oder Textsorte. Wie kommt hier der Autor ins Spiel? Gleich in mehrfacher Hinsicht: Er ist Zuschreibungsinstanz für die aufgrund

---

<sup>20</sup> Diese Umgangsweisen lassen sich zumeist nicht aus dem Text ermitteln, sondern nur aus historischen Forschungen zum Leseverhalten; z.B. der – noch sehr allgemein gefaßte – Unterschied von exemplarischem Lesen, also einer stoffbezogenen Lektüre, die den Inhalt direkt auf die Lebenspraxis des Lesers bezog, und der auf das Leseerlebnis selbst bezogenen Lektüre, z.B. durch die emphatische Teilhabe an Figuren; vgl. dazu den Überblick und auch die reichhaltige Bibliographie bei Schön (1999). – Achim Barsch kommt in einer empirischen Untersuchung des Umgangs von 15- bis 29jährigen mit Heftchenromanen zu dem Schluß, daß die Annahme, es handle sich um einfachen Eskapismus nicht ausreicht, da sich die Leser der Unterschiede zwischen Heftchenromanen und aktueller Welt sowie der Darstellung in der Regenbogenpresse überraschend bewußt waren. Die Romane werden hauptsächlich wegen der Möglichkeit einer emotionalen Erregung und Identifikation mit den Hauptfiguren gelesen. Barsch schließt u.a. aus seinen Untersuchungen, daß die stereotypischen Darstellungsmuster keine Schlüsse auf eine ideologische Position der Lesergruppe zulassen – eben dieser Schluß war üblich in der ideologiekritischen Verurteilung der Trivilliteratur – und daß Leser populärer Literatur eine spezifische Form des Umgangs mit Literatur haben, die sich von der, die Leser kanonisierter Literatur aufweisen, deutlich unterscheidet; vgl. Barsch (1997).

von Codes und Konventionen ermittelte Bedeutung sowie auch für die – besonders in bestimmten Formen neuzeitlicher Literatur – vom Leser erst genauer zu ermittelnde Umgangsweise mit den sprachlichen Zeichen im Text. Anders formuliert: es gibt eine unaufhebbare Spannung zwischen Einzelwerk und Vorgaben, die auch beim durchschnittlichsten Produkt noch wahrnehmbar ist, weil auch dieses noch aus dem Angebot aller möglichen Muster nur eine Auswahl in einer ganz spezifischen Gestaltung präsentiert. Man kann diese Auswahl und Gestaltung auf den Text beziehen, aber das sind bei genauerem Hinsehen metonymische Verwendungen, da es ja zumeist um die Wahrnehmung von Handlungen und Intentionen geht, die im Text kommuniziert, aber nicht ihm zugeschrieben werden. Es bietet sich daher an, diese Entscheidungen einer eigenen Instanz, eben dem ›Autor‹ zuzuschreiben. Sie stellt, als Teil der Kommunikationsebene ›realer Autor – realer Leser‹, ein wesentliches Verbindungsglied zwischen textbezogenen Informationen und solchen Informationen dar, die sich aus der Kommunikationssituation und von dort aus im Kontext ermitteln lassen, um den Text nicht etwa zu monosemieren, sondern die Informationen überhaupt erst zur Bedeutung zu machen.<sup>21</sup>

Die Brauchbarkeit einer solchen Instanz wird vielleicht noch deutlicher, wenn man eine Korrektur am oben erwähnten typischen Modell narrativer Kommunikation vornimmt. Diese Korrektur betrifft die Position, die der Literaturwissenschaftler in solch einem Modell der narrativen Kommunikation einnimmt. Zumeist wird die Frage danach so beantwortet, daß der Literaturwissenschaftler zwar aufgrund seines Wissens und seines Lesevermögens privilegiert ist, aber letztendlich seinen angestammten Platz auf der Rezipientenseite des Modells hat. Da das Modell sonst nur noch die Autorposition anbieten kann, scheint diese Wahl auch ganz selbstverständlich zu sein. Nimmt man die oben ausgeführte Verankerung auch der literarischen Kommunikation in jeweils historisch und kulturell spezifischen Situationstypen ernst, dann kann der Literaturwissenschaftler jedoch nur in den seltensten Fällen die übliche Rezipienten-Position einnehmen. Er hat im Regelfall sehr viel mehr historisches Textwissen als ein Gegenwartsleser und weiß bei nicht zeitgenössischen Texten, selbst bei langzeitiger Spezialisierung, sehr viel weniger über die sprachlichen und literarischen Konventionen als ein Zeitgenosse. Vor allem aber weiß er es anders, d.h. es ist nicht das prozedu-

---

<sup>21</sup> Der ›realer Autor‹ ist für diese Form der Analyse also nicht einfach identisch mit einer bestimmten Person, mit deren Körper und mit deren mentalen Vorgängen zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern es handelt sich um ein Konstrukt, das – aller Wahrscheinlichkeit nach – manche Gemeinsamkeiten mit den mentalen Vorgängen aufweist.

rale Wissen der lebensweltlichen Verwendung. Gleiches gilt auch für die Sprache sowie die Skripte und konzeptuellen Schemata des Inhalts. Die Position des Literaturwissenschaftlers ist demnach außerhalb des bislang skizzierten Rahmens der narrativen Kommunikation zu suchen. Seine Aufgabe ist tatsächlich die Rekonstruktion der Kommunikation insgesamt, der sie ermöglichenden Codes und Konventionen und der Verwendung, die ein Autor<sup>22</sup> in einem spezifischen Werk davon macht, um sein kommunikatives Ziel zu erreichen. Diese Gesamtrekonstruktion ist immer etwas anderes als die narrative Kommunikation selbst.<sup>23</sup>

### 2.3 Modell-Leser und Textstrategie

Einen wichtigen Beitrag zum Wissenskanon des Fachs hat die Rezeptionsforschung in den 1970er Jahren mit der Einsicht geleistet, daß der Leser wesentlich zur Bedeutungskonstitution eines literarischen Textes beiträgt.<sup>24</sup>

---

<sup>22</sup> Oder auch mehrere Autoren; der Begriff ist hier ebenfalls in dem oben ausgeführten Sinne zu verstehen, nämlich als Zuschreibungsinstanz innerhalb einer Kommunikation. Man muß den Begriff deshalb auch so weit auffassen, daß alle Beiträger zur vorliegenden Gestalt eines Werkes darunter fallen. In Gesellschaften mit einer offiziellen Zensur wird diese eine Instanz, der bestimmte Textphänomene zugeschrieben werden, ebenfalls zum Autor; vgl. dazu Heinrich Heines geistreiches Spiel mit eben dieser Konvention in Kapitel XII von *Ideen. Das Buch Le Grand* in den *Reisebildern*. Bei Texten und anderen narrativen Kommunikaten in den Zeiten der globalisierten Marktwirtschaft sind Lektoren, Marketing-Fachleute oder Rechtsanwälte solche (Mit-)Autoren, denen der Rezipient bestimmte Phänomene zuschreiben kann, z.B. die Differenz zwischen einer ersten Veröffentlichung und dem späteren *director's cut*.

<sup>23</sup> Der Interpret soll und kann also seinen Horizont gar nicht mit dem des Textes oder des zeitgenössischen Rezipienten verschmelzen lassen, sondern nur Regeln und Konventionen rekonstruieren, die wahrscheinlich dessen Informationsverarbeitung beim Lesen geleitet haben und die der Autor voraussetzen konnte und vermutlich auch vorausgesetzt hat.

<sup>24</sup> Einer der wichtigsten Vorgänger neben Ingarden, aber weit weniger bekannt in dieser Rolle ist Wayne C. Booth, der bereits vom »postulated reader« spricht, Booth (1961: 177). Iser etwa zitiert das Werk in seiner Konstanzer Antrittsvorlesung, aber nicht im Zusammenhang mit seinen Überlegungen zur aktiven Rolle des Lesers. Die rhetorische Narratologie, die an Booth anknüpft, ist bis in die Redeweise von einer der ersten Diskussionen einer solchen Leserposition beeinflusst; vgl. Gibson [1950] (1980). Gibson weist bereits daraufhin, daß der »mock reader«, wie er den Modell-Leser nennt, eine Rolle ist, die der reale Leser bei der Lektüre eines Textes einnimmt, und daß diese Rolle durch den Text bestimmt wird. – Wie immer sollte man auch im Fall der Rezeptionsforschung die Selbststilisierung der Vertreter eines neuen »Paradigmas« nicht zu ernst nehmen, da sie aus Gründen der Durchsetzung auf dem Wissenschaftsmarkt gezwungen sind, das Neue ihres An-

Offen geblieben ist bislang, wie dieser Beitrag genau aussieht und welche Folgerungen aus der Beteiligung des Lesers für ein Fach zu ziehen sind, das sich immer noch überwiegend als Textwissenschaft versteht. Die drei Richtungen der Rezeptionsforschung, die Rezeptionsgeschichte, die Rezeptionsästhetik und die empirische historische und zeitgenössische Leseforschung,<sup>25</sup>

---

satzes etwas stärker herauszustreichen; schon Percy Lubbock betont die aktive Rolle des kritischen Lesers: » The reader of a novel – by which I mean the critical reader – is himself a novelist; he is the maker of the book which may or may not please his taste when it is finished, but of a book for which he must take his own share of responsibility. The author does his part, but he cannot transfer his book like a bubble into the brain of the critic; he cannot make sure that the critic will possess his work.« Lubbock [1921] (1955: 17).

<sup>25</sup> Vgl. zu dieser Einteilung Müller (1988: 457). Müller sieht die Gründe für das Scheitern des selbstausgerufenen »neuen Paradigmas« in der Entdeckung, daß der Bezug auf den Leser keineswegs neu war, und in internen Widersprüchen, etwa zwischen dem Anspruch, den Leser stärker zu berücksichtigen, und dem Faktum, daß der empirische Leser in der Rezeptionsästhetik keine Rolle spielte, während die empirische Leseforschung die Brücken zu einer Literaturwissenschaft als Textwissenschaft abbrach; vgl. 462ff. Man wird den Umstand hinzufügen können, daß alle Schlüsselkonzepte der Rezeptionsästhetik notorisch unscharf definiert waren, was zwar ihre schnelle Durchsetzung im Fach begünstigte, da man fast unbegrenzt auf sie verweisen und so den Anschluß an die neue Theorie ausstellen konnte, aber zugleich die Möglichkeit, damit neue Erkenntnisse und damit auch neue Fragestellungen zu generieren, stark einschränkte. Gute Überblicke über die Rezeptionsforschung bieten Link (1980), sowie Holub (1984). Einen in der englischsprachigen Diskussion einflußreichen Band mit einschlägigen Beiträgen hat Jane P. Tompkins veröffentlicht. Allerdings fehlt bei ihr die empirische Leseforschung sogar in der ansonsten vorzüglichen kommentierten Bibliographie; vgl. Tompkins (1980). Einen Sammelband mit Beiträgen der wichtigsten Repräsentanten der Rezeptionsästhetik hat Rainer Warning zusammengestellt: Warning (1975); Warning betrachtet »Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik«, so auch der Titel seiner Einleitung. Er geht im Anschluß an Iser von Austins Konzept des Sprechakts aus. Iser knüpft an Austins Hinweis an, daß bestimmte Verwendungen sprachlicher Äußerungen »leer« oder »parasitär« seien, da dabei nicht alle Glücksbedingungen für den mit der Äußerung verbundenen Sprechakt gegeben seien, z.B. wenn ein Priester auf der Bühne sagt »ihr seid nun Mann und Frau«, und sieht darin das Spezifische des literarischen Sprechakts. Warning dagegen sieht in den fiktionalen Sprechhandlungen das umfassendste Paradigma einer allgemeinen Theorie sprachlichen Handelns; vgl. ebda. S. 36. Diese literaturwissenschaftliche Pragmatik hat wenig mit dem zu tun, was in der vorliegenden Arbeit versucht wird; ein wesentlicher Unterschied liegt darin, daß hier nicht an die Theorie der Sprechakte angeknüpft wird, sondern an die auf Grice zurückgehende Analyse der Implikaturen und allgemeiner der Inferenzen – nicht zuletzt deshalb, weil das, was als »literarischer Sprechakt« bezeichnet wird, sich kaum mit Austins Diskussion des Begriffs zusammenbringen läßt. Eine ausführlichere Kritik der zumeist sehr vagen Adaption des Sprechakt-Begriffs in der Literaturwissenschaft findet sich bei Gorman (1999).

sind für diese Fragestellung in unterschiedlicher Weise anschlussfähig. Die historische Leseforschung kann zur Kenntnis von literatur- oder gattungsspezifischen Konventionen beitragen. Die Rezeptionsgeschichte kann wichtige Hinweise auf geltende Annahmen im Umgang mit Literatur liefern, und die Rezeptionsästhetik hat mit Iser's Begriff des »impliziten Lesers« ein wichtiges Konzept für eine textbezogene Analyseperspektive vorgegeben. Iser's Weiterführung von Roman Ingardens phänomenologischem Ansatz konzentriert sich bei der Analyse der »Appellstruktur« und der »Leerstellen« literarischer Texte nun allerdings gerade auf die Operationen des Lesers, deren Ergebnis nicht durch den Text abgedeckt ist, sondern in textuell unspezifizierter Weise über ihn hinausgeht.<sup>26</sup>

Ecos Terminus »Modell-Leser« dient, ohne direkten Bezug auf Iser, der Beschreibung des gleichen Phänomens; sie wird aber durch seine Verwendung der Ergebnisse der Textlinguistik der 1960er und 1970er Jahre noch differenzierter. Der Modell-Leser verfügt nach Eco über eine »Reihe von Kompetenzen (der weiteste Ausdruck für »Wissen des Codes«).<sup>27</sup> Bei genauerer Betrachtung zeigt sich allerdings, daß an dieser Stelle bei Eco eine Begriffsunklarheit vorliegt, da ihn weniger der Modell-Leser mit seinen Kompetenzen interessiert, als die »Textstrategie«, die durch den Modell-Leser nachvollzogen wird, er diese beiden Aspekte aber zusammenbringt und auch vermengt.<sup>28</sup> Aber gerade diese Differenz ist in meinen Augen wichtig, um verschiedene Zuschreibungen präzise vornehmen zu können.

Angenommen, es liegt ein Text vor, dessen erzählte Welt in der griechischen Mythologie angesiedelt ist und der die Zeile enthält: »Der Herrscher des Olymp war zornig.« Welches Wissen setzt dieser Satz beim Modell-Leser voraus, und was ist die Textstrategie? Nehmen wir einen unwissenden Leser an, der die deutsche Sprache beherrscht, dann wird er aus der Semantik der einzelnen Worte lediglich ableiten können, daß jemand in oberster sozialer Position in einem Land oder Gebiet namens »Olymp« zornig war. Jemand der die griechische Mythologie kennt, wird wissen, daß man annahm, der Olymp sei der Wohnsitz der Götter und Zeus der oberste Gott. Man könnte also sagen, der Modell-Leser sollte über dieses Wissen verfügen, um die Antonomasie »Herrscher des Olymp« als Substitution für »Zeus« erkennen zu kön-

<sup>26</sup> Vgl. Iser (1975). Iser's Aufsätze in *Der implizite Leser* behandeln auch allgemeinere Aspekte der Leserlenkung, allerdings ganz unsystematisch etwa die Wertung der Figur durch den Erzähler und daran anschließend die mögliche Wahrnehmung durch den Leser neben der Übernahme der Perspektive der Wahrnehmungsinstanz durch den Leser; vgl. Iser (1972).

<sup>27</sup> Ebda. S. 67

<sup>28</sup> Vgl. ebda. S. 76.

nen. Die Textstrategie besteht darin, eine Benennung für die Figur zu verwenden, die das entsprechende Wissen voraussetzt – und nicht mitliefert.

Der Modell-Leser wäre also ein anthropomorphes Konstrukt, das gekennzeichnet ist durch die Kenntnis aller einschlägigen Codes und auch über alle notwendigen Kompetenzen verfügt, um die vom Text erforderten Operationen erfolgreich durchzuführen. Wie weiter unten ausführlicher belegt werden wird, gehört zu diesen Kompetenzen auch ein Gedächtnis, um das textspezifische Wissen aufbauen zu können, sowie die Fähigkeit, Inferenzen zu bilden. In diesem Sinne ist der Modell-Leser keineswegs ein Textkonstrukt, sondern ein *textbasiertes* Konstrukt. Aus der Sicht des beobachtenden Literaturwissenschaftlers handelt es sich um eine Leserfunktion, die zur Rekonstruktion der narrativen Kommunikation notwendig ist. So gesehen, erweist sich der Begriff nicht als problematisch, lediglich die jeweilige Konstitution des Modell-Lesers ist ein Problem: Erst wenn der Text vollständig verstanden ist, können alle für die Verstehensoperationen<sup>29</sup> notwendigen Voraussetzungen ermittelt und dem Modell-Leser zugeschrieben werden. Das heißt aber auch: Der Begriff löst keines der hermeneutischen Probleme, da er stets eine Konstruktion *nach* dem Verstehen ist.<sup>30</sup> Viel wichtiger für die interpretatorische Arbeit ist dagegen der Begriff der ›Textstrategie‹ als Sammelbegriff für alle zu vervollständigenden Angaben im Text und die sie vervollständigenden Operationen des Modell-Lesers. Insbesondere wenn man die Rolle der Inferenzen so aufwertet, wie das in dieser Skizze narrativer Kommunikation geschieht, wird die Rekonstruktion der Textstrategie zum zentralen Anliegen – von den einfachsten Schritten bei der Konstituierung einer erzählten Welt bis zu den komplexesten Zuschreibungen von Bedeutungen zu Elementen des Textes und der erzählten Welt.

Eine wichtige Differenzierung des Begriffs Modell-Lesers hat Peter Rabinowitz im Rahmen seiner Untersuchung von Wahrheit in fiktionalen Texten

---

<sup>29</sup> ›Verstehen‹ ist hier im Sinne von Karl Eibl verwendet: »Verstehen‹ ist die Rekonstruktion, wie ein anderer ›Tatsachen‹ mittels *seiner* Regelmäßigkeitsannahmen verknüpft oder verknüpft hat, um ein Problem zu lösen.« Eibl (1976: 60).

<sup>30</sup> Das scheint mir ein wesentlicher Grund für das schnelle Verschwinden des Begriffs nach seiner Modezeit zu sein; er löst keine interpretatorischen Probleme, sondern ermöglicht »nur«, nachdem diese weitgehend gelöst sind, den Einstieg in eine neue Form der historischen Leseforschung. Rezeptionsgeschichte kann dann die Differenz zwischen dem Modell-Leser und dem realen historischen Leser ermitteln und auch die Wertung des realen Lesers als Selbstpositionierung zur vom Text angemuteten Position des Modell-Lesers einbeziehen. – Schon Maurer hat festgestellt, daß die Ermittlung der Appellstruktur literarischer Texte vor den gleichen Schwierigkeiten steht wie die Interpretation des alten Stils; vgl. Maurer (1977: 477).

vorgeschlagen.<sup>31</sup> Rabinowitz unterscheidet zwischen dem realen Publikum (*actual audience*), dem auktorialen Publikum (*authorial audience*), dem narrativen Publikum (*narrative audience*) und dem idealen narrativen Publikum (*ideal narrative audience*). Nur die letzten drei Begriffe lassen sich als Differenzierungen des Konzepts ›Modell-Leser‹ auffassen. Das auktoriale Publikum ist das vom Autor eines Textes intendierte Publikum. Es weiß, daß es einen fiktionalen Text liest; nur dieses Publikum kann den Text als ästhetisches Objekt betrachten und über seine Symbolik und tiefere Bedeutung nachdenken. Das narrative Publikum dagegen ist gleichsam Teil der fiktionalen Welt, d.h. es nimmt an, daß die von einem zuverlässigen Erzähler berichteten Sachverhalte wahr sind.<sup>32</sup> Wenn man die narrative Kommunikation als Nachahmung einer Kommunikationsform der aktuellen Welt betrachtet, z.B. des Erzählens, des Briefwechsels, der Biographie oder der Geschichtsschreibung, dann ist das narrative Publikum der Empfänger in dieser Kommunikation, also der Zuhörer, der Briefleser usw. Das ideale narrative Publikum führt Rabinowitz ein, um ein Gegenstück für den unzuverlässigen Erzähler zu haben: Es

<sup>31</sup> Rabinowitz (1977). Seine Begriffsvorschläge gehören inzwischen zum festen Bestandteil der rhetorischen Narratologie und Literaturtheorie insgesamt; vgl. etwa Phelan (1996); Phelan versucht, wie schon Rabinowitz, das Konzept der *narrative audience* vom ›narratee‹ abzugrenzen; ebda S. 136ff. Kearns (1999: 45).

<sup>32</sup> Rabinowitz unterscheidet seinen Begriff der *narrative audience* von Gerald Princes Konzept des *narratee*. Der *narratee* werde vom Leser als jemand ›da draußen‹ erfahren, während das narrative Publikum eine Rolle sei, die jeder reale Leser einnehmen könne und solle; vgl. Rabinowitz (1987: 95f). Auch Kearns sieht als entscheidendes Kriterium des *narratee* dessen sichtbare textuelle Präsenz an; vgl. ebda. S. 114. M.E. läßt sich die Kategorienbildung von Rabinowitz auf die von Prince abbilden. Prince' ›virtual reader‹ ist ungefähr identisch mit der ›authorial audience‹, aber sein *ideal reader*, nicht identisch mit dem *ideal narrative reader*, beschreibt eine Position, die bei Rabinowitz unbesetzt ist, da der *ideal reader* alle Intentionen des Autors versteht und billigt, nicht die des Erzählers. Auch greift m.E. das Kriterium nicht, der *narratee* sei im Gegensatz zur *narrative audience* im Text sichtbar, da die Analyse von Prince deutlich macht, daß es nicht nur um eine ausgebildete Leserfigur geht, sondern um alle Hinweise im Text, wie der Leser beschaffen ist, der angesprochen wird; das zeigt etwa die Diskussion über *over-justifications*, also die Vergabe von Informationen an den Leser, damit er das geschilderte Geschehen verstehen kann; vgl. Prince (1980: 15). Ganz explizit konstatiert Prince in seiner Definition des *narratee* im *Dictionary of Narratology*, daß dieser im Text als Figur realisiert sein könne oder auch nicht; vgl. Prince (1989: 57). Die Differenz besteht vor allem darin, daß der *narratee* ein stärker textbezogenes Konzept ist, das auch zur Analyse von ausgeformten Lesefiguren beitragen soll, während Rabinowitz sich vor allem für die kommunikative Beziehung zum aktuellen Leser interessiert, für den die *narrative audience* eine Rolle darstellt. Beide Konzepte gehen aber von der Analyse derselben Wissensvoraussetzungen und Ein- bzw. Ausschlüsse durch die Erzählstimme aus.

glaubt auch dem größten Lügner – wohlgermerkt: Lügner innerhalb der fiktionalen Welt – alles und teilt seine Vorurteile, mögen sie noch so albern sein.

Rabinowitz diskutiert die Unterschiede im Wissen von auktorialem und narrativem Leser<sup>33</sup> – mit diesen Begriffen wird die Unterscheidung im folgenden bezeichnet – und beschreibt verschiedene ästhetische Effekte, die durch verschieden große Unterschiede erzielt werden können. In vielen Erzähltexten deckt sich das Wissen weitgehend (z.B. im realistischen Roman des 19. Jahrhunderts), während es etwa in phantastischer Literatur weit auseinander treten kann. So wird in einem Roman, der Konflikte nach der Besiedlung des Weltraums schildert, der auktoriale Leser wissen, daß eine solche Besiedlung zur Zeit nicht möglich ist, während sie für den narrativen Leser ein Faktum ist.<sup>34</sup> Und nicht nur das Wissen, sondern auch alle Kompetenzen des Modell-Lesers können auf beiden Ebenen differieren, zumindest können Texte solche Unterschiede als Teil ihrer Textstrategie voraussetzen.

Wohl dem empirischen Leseverhalten als auch dem intendierten Leseverhalten ganz angemessen beschreibt Rabinowitz den narrativen oder auktorialen Leser als Leserrollen, die vom aktuellen Leser eingenommen werden können, wenn er über die vorausgesetzten Kompetenzen verfügt. Projiziert man diese Unterscheidung nun zurück auf das oben skizzierte Modell narrativer Kommunikation, zeigt sich ein Problem: Der narrative Leser ist auf der Ebene des Erzählers, aber der auktoriale Leser ist das Gegenstück zum realen Autor. Dem steht aber im Modell bereits der aktuelle Leser gegenüber. Vielleicht kann man dieses Problem lösen, wenn man berücksichtigt, daß nach Rabinowitz das Gegenstück zum auktorialen Leser der implizite Autor ist. Wie im letzten Kapitel aber schon dargelegt wurde, ist der implizite Autor aus der Perspektive des rekonstruierenden Literaturwissenschaftlers nichts anderes als die aus dem Text ermittelte Autorintention und geht damit ein in ein Bündel von Autorfunktionen, die teils stärker textbasiert sind, teils stärker auf biographischen Informationen und anderen Texten beruhen. Das gilt in dieser Form auch für das Konzept vom Modell-Leser und seine Differenzierungen »narrativer Leser« und »auktorialer Leser«. Die Ebenen der narrativen Kommunikation lassen sich, so wird hier deutlich, zwar für analytische Zwecke unterscheiden, aber nicht trennen, weil sie Teil eines kommunikativen Aktes sind.

---

<sup>33</sup> Ebd. S. 131f.

<sup>34</sup> Viele Science Fiction Texte führen ihre utopischen Prämissen indirekt ein, so als ob sie dem narrativen Leser bereits bekannt seien, und informieren auf diese Weise den auktorialen Leser über diese Gegebenheiten.

## 2.4 Situation und Bedeutung

Von den zahlreichen kontextuellen Aspekten, die für die Rekonstruktion der Textbedeutung relevant sind, hat die kommunikative Situation in der literaturtheoretischen Forschung kaum Beachtung gefunden<sup>35</sup> und wurde, wenn überhaupt, als vernachlässigbarer Teil des Kontexts gesehen. Hauptursache für diese Vernachlässigung dürfte die weitverbreitete Annahme sein, daß die Situation im Falle der *literarischen* Kommunikation keine Rolle spielt. Das Fehlen bzw. die Irrelevanz eines situativen Kontextes im Gegensatz zur Alltagskommunikation sei gerade ein Spezifikum literarischer Kommunikation. Die Situation wirke in der Alltagskommunikation monosemierend, und ihr Fehlen in der literarischen Kommunikation sei eine wesentliche Ursache für die somit begründete prinzipielle Polysemie literarischer Texte.

Nun ist aber der Gegensatz zwischen literarischer Kommunikation und oraler Alltagskommunikation in diesem Fall etwas irreführend, da auch zahlreiche nichtliterarische Texte<sup>36</sup> in diesem engen Sinne situationslos sind, ohne deshalb gleich mehrdeutig zu werden. Nimmt man das Beispiel von Gebrauchsanweisungen, also Texten, denen wir nur bei Mißlingen der Kommunikation Polysemie zuschreiben würden, so wird deutlich, daß der vereinheitlichende situative Bezug von typisierter Art ist. Eine Gebrauchsanweisung zum Zusammenbauen eines Schrankes geht davon aus, daß ganz bestimmte Elemente der Situation stabil sind, z.B. die Anzahl der Bretter und Schrauben, während viele andere Aspekte beliebig variieren können, ohne daß dies zur Vieldeutigkeit führen würde: Der Schrank kann etwa in

---

<sup>35</sup> »Kontext« wird hier als Überbegriff zu »Kommunikationssituation« verwendet. Der Kontext umfaßt alle für die vollständige Rekonstruktion einer Äußerung einschlägigen Informationen, also so ziemlich die ganze Welt, wie die Londoner Schule des Kontextualismus es konzeptualisiert hat – vgl. auch Danneberg in Weimar Bd. 2 (1997: 333-37). Als »Situation«, oft auch synonym mit »Kontext« verwendet, wird hier die spezifische Kommunikationsumgebung bezeichnet, also deren zeitlichen, räumlichen, sozialen und handlungslogischen Gegebenheiten. Eine Ausnahme bilden die frühen literaturwissenschaftlichen Arbeiten, die Konzepte der linguistischen Pragmatik rezipiert haben, insbesondere Pratt (1977). Pratt beschreibt – auf der Grundlage von Austin/Searle und Grice – die Bedingungen zum Gelingen eines literarischen Sprech-Akts und bezieht dazu auch die »Situation« ein. Adams, eine weitere frühe Adaption pragmatischer Konzepte für die literarische Analyse, untersucht lediglich die Kommunikationssituation zwischen fiktivem Erzähler und fiktivem Zuhörer im Text und klammert den realen Autor ebenso wie den realen Leser weitgehend aus; vgl. Adams (1985).

<sup>36</sup> »Text« wird hier immer in einem engeren Sinne als schriftliches Notat auf einem Speicherträger verstanden. Einen Überblick über die Begriffsgeschichte zu »Text« bietet jetzt Scherner (1996).

ganz unterschiedlich möblierten Wohnzimmern oder in einem anderen Raum oder auch im Freien aufgebaut werden.

Faßt man den Begriff ›Situation‹ sehr eng im Sinne eines individuellen Informationsgefüges, dann sind die meisten Texte situationslos. Von hier aus kann die Analyse in zwei Richtungen fortschreiten: Sie kann diese Diagnose akzeptieren und anschließend einen neuen Begriff für die Bezugnahme von Texten entwickeln, wie das obige Beispiel sie schildert. Oder die Analyse könnte noch einmal auf den Situationsbegriff in der mündlichen Kommunikation zurückkommen. Bereits hier ist die gesamte Fülle aller gegebenen Sinnesdaten ja nur theoretisch Teil der Kommunikation. Vielmehr sind für die Deixis und andere Situationsabhängigkeiten immer ganz bestimmte Informationen relevant, z.B. die zeitliche Position oder die soziale Position des Sprechers gegenüber dem Zuhörer. Der Unterschied zwischen einem Text und einer mündlichen Äußerung ist der Umstand, daß diese Bezugnahme einmal individuell ist, d.h. die Äußerung bezieht sich auf ganz bestimmte Informationen in der Situation, während sie im Fall einer Textkommunikation etwas anders geartet ist. Greifen wir noch einmal auf das Beispiel der Gebrauchsanweisung zurück. Für den Leser dieser Anweisung beziehen sich alle Anweisungen auf seinen Schrank, aber zugleich weiß er, daß sich der Text nicht auf diesen besonderen Schrank alleine bezieht, sondern auf alle Schränke dieses Typs. Man kann also von einem Bezug auf den *type* und nicht auf das *token* sprechen. Texte sind also eingebettet in einen Situations-typus, und die konstituierenden Elemente des Typus werden zum adäquaten Verständnis des Textes herangezogen.<sup>37</sup>

Es gibt nun keinen guten Grund, dieses Modell für literarische Texte nicht heranzuziehen.<sup>38</sup> Das ausdifferenzierte Literatursystem am Anfang des 21. Jahrhunderts enthält zahlreiche verschiedene typisierte Lesesituationen, die durch Verlag, Buchreihe, Buchgestaltung, Verkaufsort und Paratexte deutlich markiert sind. Sechzig Seiten im handlichen Format mit einem grellfarbig illustrierten Cover, die schon durch die Umschlaginformationen als Teil einer Serie erkennbar sind, werden beim Leser andere Annahmen über die Kommunikationssituation veranlassen als das leinengebundene Werk im geräumigen Druck auf leicht eingefärbtem Papier, erschienen beim letzten

---

<sup>37</sup> Meyer (1983). Er sieht die ›typischen Situationselemente‹ nur in der personalen Kommunikation wirksam.

<sup>38</sup> Ähnlich argumentiert auch der Psycholinguist Gibbs, der Literaturwissenschaftlern vorwirft, sie seien sich zumeist im Unklaren darüber, daß zahlreiche gemeinsame kontextuelle Vorannahmen die Bedeutung literarischer Texte für Autoren und Leser limitieren; vgl. Gibbs (1994: 73).

größeren privaten Verleger des Landes. Die unterschiedliche Rolle des Autornamens und der Autorinformationen sind ein wesentliches Kennzeichen dieser Situationstypen in der literarischen Kommunikation. Zwar sind die meisten literarischen Situationstypen durch ein explizites Absehen von direkten Realitätsreferenzen geprägt – Dokumentar-, Agitprop- und Erfahrungsliteratur sind offensichtliche Ausnahmen –, aber gerade ein großer Teil der kanonisierten Literatur bezieht ihre Dignität daraus, daß sie in literaturspezifischer Weise Aussagen über die Realität macht. Wie dieses Beispiel des unterschiedlichen Realitätsbezuges aber bereits verdeutlicht, gibt es für unterschiedliche literarische Textformen auch unterschiedliche Regeln.<sup>39</sup> Diese empirisch vorhandene Diversität kann man einebnen, indem man ein Modell bildet, was eigentliche Literatur ist, z.B. autonom und ohne Realitätsreferenz, und alle Abweichungen davon entweder ignoriert oder durch eine Hierarchisierung der Textformen marginalisiert. Fruchtbarer scheint es mir aber zu sein, diese Diversität zum Prüfstein für die Validität eines Modells narrativer Kommunikation zu machen. Die unterschiedlichen Situationstypen regulieren in solch einem Modell, ob und welche Bezüge zum Autor und zur Realität hergestellt werden, aber auch Fragen der Lesegeschwindigkeit und der auf den jeweiligen Text angewandten Verarbeitungsregeln. So ist dem Heftchenroman das schnelle und lustbetonte Lesen wohl ebenso angemessen wie dem Lyrikband die reflexive, den vielfältigen gleichzeitigen Bezügen der einzelnen Worte nachspürende Lektüre.

Man wird dagegen vielleicht einwenden, daß dies doch textexterne Faktoren sind und die eigentliche Kommunikation ja vom Text bestritten wird. Von einem literarischen Text, dessen besonderes Merkmal – im Gegensatz zu alltagsweltlichen Texten – es ist, daß das Erzählte von einem Erzähler berichtet wird, der eben nicht mit dem Autor identisch ist. Dieser wohl richtige Hinweis ist aber kein Argument gegen die Einbettung der Kommunikation zwischen Autor und Leser in eine typisierte Situation auch im Falle der literarischen Kommunikation, sondern verweist nur darauf, daß in diesem Fall nicht eine, sondern zwei Kommunikationssituationen zu berücksichtigen sind, nämlich außer der zwischen Autor und Leser noch diejenige zwischen dem Erzähler und der Leserrolle im Text.

Dieses Modell der literarischen Kommunikation als doppelter Kommunikationssituation wurde – wie bereits erwähnt – schon mehrfach entwor-

<sup>39</sup> Das Verhältnis von Textsorte und typisierter Situation scheint mir noch ungeklärt zu sein; man könnte die Textsorte für einen Obermenge ähnlicher typisierter Situationen nehmen, z.B. »Gebrauchsanweisung« für die typisierte Situation »Beschreibung, wie ein Schrank aufzubauen ist« oder »Lyrik« für »Lesebuchgedicht« und »Gedicht im Abreißkalender«.

fen,<sup>40</sup> es sind aber wohl nicht alle notwendigen Schlußfolgerungen daraus gezogen worden, eben weil man die Ebene der Autor-Leser-Kommunikation von den anderen abgetrennt hat. Geht man, wie eben skizziert, davon aus, daß für unterschiedliche Formen literarischer Texte und der damit verbundenen typisierten kommunikativen Situationen auch unterschiedliche Verarbeitungsregeln gültig sind, dann läßt sich die Ebene der Kommunikation zwischen Autor und Leser gar nicht von den anderen Ebenen trennen, sondern nur unterscheiden, um ihre lebhaftere Interaktion genauer beschreiben zu können.

Um die Formen der Interaktion zu klären, ist ein zweiter Blick auf den Situationsbegriff notwendig. Geht man von den üblichen Taxonomien zur ›Situation‹ aus, kommt man nicht weit:<sup>41</sup> Die unmittelbarste Umgebung einer sprachlichen Äußerung sind die anderen sprachlichen Äußerungen, die ihr vorangehen und ihr nachfolgen (sprachliche Situation). Den zweiten Aspekt bilden alle Informationen, die aus der konkreten, geteilten räumlich-zeitlich festgelegten Situation entstehen (individuelle Situation).<sup>42</sup> Die »institutionelle Situation« bilden alle Informationen, die die Beteiligten aufgrund ihres Weltwissens der Situation zuschreiben können, ohne dabei auf die individuelle Situation zurückzugreifen, z.B. die sozialen Rollen der Beteiligten, die sprachlichen Register, die Textmuster usw.

Die individuelle Situation spielt für zahlreiche Textsorten, vom Verwaltungsschreiben bis zum Roman, keine Rolle.<sup>43</sup> Eine sprachliche Situation ist

<sup>40</sup> Vgl. dazu die in Fußnote 2 genannten Arbeiten.

<sup>41</sup> Die Kategorienbildung folgt Meyer (1983: 21). Meyer basiert wiederum in vielen Punkten Schmidt (1976), insbesondere auf dessen Begriff der »Komplexen Voraussetzungssituation« (Kap. 5.4). Meyer kommt in seinen anschließenden Analysen weitgehend ohne den Situationsbegriff aus; Schmidt wiederum löst das Problem, wie die an der Kommunikation Beteiligten aus der großen Menge ihres Weltwissens die für die jeweilige Äußerung einschlägigen Informationen auswählen, auf zu simple Weise: »nach Maßgabe der Mitteilungs- und Wirkungsabsicht des Sprechers« (105). Vgl. auch – um die Verbreitung solcher Taxonomien zu zeigen – Linke/Nussbaumer/Portmann (1991: 220).

<sup>42</sup> ›Individuell‹ bezieht sich lediglich auf die jeweilige Position der Beteiligten und impliziert keine Wertung über die Form der Beziehung; auch ein Gegenüber im Bus ist Teil des individuell-situativen Kontexts.

<sup>43</sup> Es lohnt sich, die Differenzen herauszuarbeiten und nicht zu verwischen, wie Jean-Jacques Lecercle es tut (Lecercle 1999). Er geht aus von der Differenz zwischen oraler und schriftlicher Kommunikation und verwendet dann ein Beispiel für orale Kommunikation (den berühmten Kriminalfall Bentley) dazu, nachzuweisen, daß in schriftlicher Kommunikation der Autor immer schon absent ist: »The author is always-already absent when interpretation takes place, and the feedback of oral conversation is impossible. This means [...] that even if by a fluke the author is still available for comment and willing to

für einen literarischen Text nicht direkt gegeben,<sup>44</sup> lediglich für einzelne Sätze und Passagen bildet der Gesamttext eine solche Situation. D.h. die institutionelle Situation enthält alle relevanten Informationen. Das lädt natürlich dazu ein, den Begriff etwas zu differenzieren.

Die verbreitete Gleichsetzung von »Situation« und »Kontext«<sup>45</sup> verwischt, daß man hier zwei unterschiedliche Verarbeitungsrichtungen bei der Rekonstruktion unterscheiden kann: Bestimmt man die »Situation«, wie es ja auch die alltägliche Verwendung des Wortes nahelegt, als eine Informationskonstellation in Hinblick auf die Achsen Raum (z.B. »am Rande der Klippe«), Zeit (z. B. »5 Minuten vor 12«) und Handlung/Ereignis (z. B. »krank und hochverschuldet«), dann kann man die Rekonstruktion der Situation als *bottom up processing* beschreiben, d.h. als ein Ausgehen von den gegebenen Daten und deren Vernetzung in weitergehenden Informationszusammenhängen, sprich deren Kontextualisierung.<sup>46</sup> Eine Analyse der Kommunikationssituation von literarischen Texten geht also für die Rezeptionsseite von den raumzeitlichen Gegebenheiten aus und umfaßt mindestens die folgenden Aspekte:

- der Ort (z.B. Schule, private und öffentliche Bibliothek, literarischer Zirkel, Buchhandlung)

---

discuss her text, she is one interpreter among others« (62). Eigentlich gebietet die Logik: Wenn die fehlende Möglichkeit des Feedbacks das wesentliche Kriterium für die Irrelevanz des Autors in der schriftlichen Kommunikation ist, dann wird dieses Kriterium häufig durch die Möglichkeit, den Autor zu befragen. Aber das Axiom ist so fest verwurzelt, daß nicht nur an dieser Stelle eher die Logik nachgeben muß. Die Bezeichnung »Pragmatik« im Titel bezieht sich nicht auf den Versuch, Anschluß bei der linguistischen Pragmatik zu suchen, sondern auf ein Konzept von Interpretation als Sprachspiel, das weitgehend, aber ohne Begründung und oft auch ohne Hinweis, die Position Ecos in *Die Grenzen der Interpretation* nachzeichnet, daß der reale Autor zwar keinen Einfluß auf die Interpretationsmöglichkeiten seines Textes habe, der Text selbst aber die Möglichkeiten der Deutung limitiert; vgl. Eco (1992).

<sup>44</sup> Es gibt selbstverständlich Kontexte in dem weiter unten explizierten Sinn, die sich an einen literarischen Text anlegen lassen, z.B. Texte der gleichen Gattung oder das Gesamtwerk des Autors, um nur die zwei Kontexte zu nennen, die am häufigsten herangezogen werden.

<sup>45</sup> Vgl. Ehlich in Glück (1993: 597).

<sup>46</sup> Umgekehrt wird dann mit dem Begriff »Kontext« ein *top-down processing* bezeichnet, bei dem der weitergehende Informationszusammenhang, z.B. das Wissen über die Entwicklung der Gattung Roman und einer bestimmten Untergattung oder die Sprachgeschichte, gegeben ist und von dort aus Anschlüsse zum gegebenen Werk hergestellt werden. In der Praxis wird man wohl stets ein Wechsel der beiden Blickrichtungen finden.

- der Zeitpunkt (z.B. Schulunterricht, Universitätsseminar, Freizeit – aber eben nicht während des Kundengesprächs mit dem Finanzberater)
- im Kontext welcher Handlungsabläufe (z.B. Vorbereiten für Prüfungen, Bildung, verregneten Sonntagnachmittag füllen, Auseinandersetzung mit einem Autorwerk usw.)
- in welcher Gestalt
  - in welchem Medium (z.B. lose Blätter, Buch, elektronischer Text)
  - wie sind die Binnendifferenzierungsmerkmale des Mediums (z.B. Einband, Layout, Papiersorte, Illustrationen) genutzt,
  - in welcher textuellen Umgebung erscheint der Text (der Text nimmt das physische Medium ganz ein, z.B. ein Roman in Buchform, oder nur teilweise, z.B. eine Erzählung in einem Sammelband)
  - wie integral wird er präsentiert (z.B. vollständig oder als Teil einer Fortsetzung)
  - ist der Text durch Untertitel, Reihe, Verlag usw. Teil einer spezifischen Textsorte (z.B. Illustriertenroman, Kioskheftchen oder ernste Literatur)

Welche dieser Faktoren als kontingent, welche als konstitutiv und welche zumindest als Vorinformation für die narrative Kommunikation behandelt werden, ist offensichtlich historisch und kulturell variabel. Selbstbeschreibung und tatsächliches Verhalten klaffen ebenso offensichtlich auseinander. Doch damit ist nur eine Ebene der literarischen Kommunikation erfaßt, nämlich die des ›Sozialsystems Literatur<sup>47</sup>, in dem u.a. Autor und Leser beteiligt sind. Der Text selbst nimmt nur in den allerseltensten Ausnahmen auf diese situativen Faktoren des Sozialsystems Literatur direkt Bezug, was zu der oben angeführten Einschätzung, die Situation sei irrelevant, sicherlich beigetragen hat, dennoch ist ein Teil dieser Informationen relevant für die Art der Bedeutungskonstitution.

Wenn es in einem literarischen Text heißt »Im Mai geschah es, daß Onkel Gotthold, Konsul Gotthold Buddenbrook, nun sechzigjährig, in einer trauri-

---

<sup>47</sup> So lautet die inzwischen im Anschluß an die soziologische Systemtheorie etablierte Gesamtbezeichnung für alle an der Herstellung, Verteilung, Verarbeitung und Konsumtion von literarischen Texten Beteiligten und ihre gesellschaftlichen Rollen; vgl. z.B. Schmidt (1989).

gen Nacht von Herzkrämpfen befallen ward [...]«<sup>48</sup>, dann wird kein literarisch sozialisierter Leser das »nun« auf seine Zeit beziehen und auch nicht annehmen, daß sein Onkel verstorben sei. Man hat dieses Phänomen sehr treffend als Verschiebung der Ich-Jetzt-Hier Origo beschrieben.<sup>49</sup> Die Relation der Wahrnehmungsinstanz zu den Figuren bestimmt dabei den Endpunkt dieser Verschiebung. Er kann bei einer oder mehreren der Figuren liegen, bei der Erzählerfigur oder auch bei einer Wahrnehmungsinstanz, die an keine Entität der erzählten Welt fixiert ist.<sup>50</sup> Bekanntlich kann die Wahrnehmungsinstanz einen anderen Ursprung haben als die Erzählstimme.<sup>51</sup> Beider Eigenschaften bilden wiederum Aspekte einer weiteren Kommunikationssituation, die den Erzähler und einen mehr oder weniger deutlich angesprochenen Leser im Text umfaßt. Aus den oben angeführten Gründen kann es notwendig sein, zwischen dem »Erzähler« und dem »impliziten Autor« zu differenzieren, und das gleiche gilt auch für die Leserrolle. Auch sie kann in einen Modell-Leser und eine ausgeführte Leserfigur zerfallen, wenn letztere durch Textsignale oder das Verhältnis zu den gesellschaftlichen Normen als nur scheinbar valide Position etabliert wird.<sup>52</sup> Folgende Aspekte sind mindestens relevant für diese Kommunikationssituation:

- Welche sprachlichen Register und welche Themen werden gewählt?
- Welches Wissen wird beim Leser im Text vorausgesetzt (z.B. Mythologische Anspielungen), was wird als neue Information behandelt und in welcher Weise wird das neue Wissen vermittelt (z.B. explizite Nennung, verschiedene Verfahren der Inferenzbildung)

<sup>48</sup> Buddenbrooks S. 274.

<sup>49</sup> Vgl. Bühler [1934] (1982); Hamburger [1957] (1987); eine Sammlung von Aufsätzen, die die unterschiedliche Handhabung der Deixis in Erzähltexten untersucht, hat eine interdisziplinäre amerikanische Arbeitsgruppe vorgelegt, ohne allerdings sichtbar über das von Bühler und Hamburger erarbeitete hinauszukommen: Duchan/Bruder/Hewitt (1995).

<sup>50</sup> Käte Hamburgers Feststellung, daß Endpunkte der Verschiebung die »fiktiven Ich-Origines der Romangestalten« seien, ist in ihrer Ausschließlichkeit sicherlich nicht zu halten, wie ja schon ihre eigene Analyse des Satzes aus den *Buddenbrooks* nahelegt, die in der unplausiblen These mündet, an dieser Stelle habe Thomas Mann »sozusagen den Raum der Fiktion verlassen«, weil die – aufgrund der im Satz verwendeten Deiktika zu ermittelnde – Origo nicht mit einer der Figuren zusammenfällt; vgl. ebda. S. 120.

<sup>51</sup> Vgl. Genette (1994), der diese Unterscheidung unter den mnemotechnisch unfreundlichen Begriffen »Modus« und »Stimme« behandelt.

<sup>52</sup> Mir ist kein Text bekannt, in dem die Differenzierung der Leserrolle im Text nicht mit einer notwendigen Unterscheidung von implizitem Autor und Erzähler einhergeht.

- Welche zeitliche Position zum geschilderten Geschehen hat die Erzählstimme?<sup>53</sup>
- Welche zeitliche Position zum Geschehen wird dem Leser angewiesen?
- Welche Distanz und welche Einstellung zum Geschehen weisen Erzählstimme und Wahrnehmungsinstanz auf?

Die Antworten auf die letzten der genannten Fragen werden üblicherweise durch die Auswertung der Deiktika und der Zuordnung der im Text gegebenen Informationen zu möglichen Informationsquellen. So schließt man etwa von der Schilderung der Gefühle einer Figur darauf, daß es sich um eine Innensicht handelt, d.h. daß die Wahrnehmungsinstanz zu diesem Zeitpunkt Zugang zum Innenleben der Figur hat. Grundlage dieser Art von Zuschreibung ist die Übertragung der Funktionsweise expositorischer und lebensweltlicher Konzepte auf die erzählte Welt.<sup>54</sup> Zumindest für die westliche Literatur der letzten 500 Jahre scheint diese Umgangsweise mit fiktionalen Texten ein so stabiler Teil der literarischen Kommunikation zu sein, daß Autoren sie bis in die Gegenwart hinein erfolgreich ausnutzen, um ihre jeweilige fiktionale Welt zu entwerfen.

Zu den beiden Ebenen »realer Autor – realer Leser« und »Erzähler – Zuhörer / narrativer Leser«, die sich stets in der literarischen Kommunikation finden, kommt die Ebene der Kommunikationen innerhalb der erzählten Welt.<sup>55</sup> Diese Ebene muß nicht vorhanden sein, ist es aber faktisch nahezu

<sup>53</sup> Vgl. die erschöpfende Systematik in Genette (1994).

<sup>54</sup> Nach Käte Hamburgers Analyse ist diese Übertragung ein Fehler, weil »die Zeigwörter in der Fiktion aus dem Zeigfeld in das Begriffs- oder Symbolfeld der Sprache übergehen« (120). Sie »verlieren in der Fiktion ihre deiktische, existentielle Funktion, die sie in der Wirklichkeitsaussage haben, und werden zu Symbolen, bei denen die räumliche bzw. zeitliche Anschauung zu Begriffen verblaßt ist.« (ebda.). Diese These überbewertet wohl die Folgen, die durch die Verschiebung der Ich-Origo in der Fiktion entstehen. Die Raum- und Zeitdeiktika dienen immer noch zur Kennzeichnung der räumlichen und zeitlichen Dimensionen, relativ zur neuen Position der Ich-Origo. Man kann dies Phänomen wohl zwangloser mit der Theorie fiktionaler Welten erklären, nämlich daß durch die Deiktika eine Ich-Origo in der fiktionalen Welt fixiert wird und von dort aus die Raum- und Zeitdimensionen gleichsam aufgespannt werden. Vgl. Hamburger [1957] (1987) und Doležel (1998).

<sup>55</sup> Die Metapher von den Kommunikationsebenen ist sehr nützlich, sollte aber nicht dazu verführen, gleichförmige Kommunikationsprozesse auf jeder Ebene anzunehmen oder daraus einen Systemzwang abzuleiten. Tatsächlich sind die beiden Seiten der Kommunikation aus der hier geschilderten Perspektive einer analytischen Hermeneutik nicht symmetrisch; so wird es etwa im Fall eines unzuverlässigen Erzählers notwendig sein, zwischen dem Erzähler und dem impliziten Autor zu differenzieren, um die intendierte Textstrate-

immer. Auch in diesem Fall lassen sich einige relevante Aspekte der Kommunikationssituation identifizieren:

- Wer spricht mit wem über was?
- Welche sprachlichen Register werden verwendet?
- Welche Informationen werden vermittelt, welche vorausgesetzt?
- Welche sprachlichen Handlungen werden vollzogen.<sup>56</sup>

Die Existenz der drei Ebenen innerhalb der literarischen Kommunikation sowie der entsprechenden Kommunikationssituationen ist, wenn auch nicht immer unter diesen Bezeichnungen, unbestritten im Fach. Allerdings erschwert die disziplinäre Zersplitterung eine Zusammenführung der Ergebnisse in ein integrales Modell narrativer Kommunikation und in einen einheitlichen Diskussionszusammenhang.<sup>57</sup> Weitgehend ungelöst ist die Frage nach den Wechselwirkungen der verschiedenen Ebenen. Für eine systematische Betrachtung der möglichen Wechselwirkungen ist es einfacher, von dem komplexeren Fall auszugehen, daß Erzähler und impliziter Autor unterschieden werden müssen. Dann sind für die nunmehr vier Ebenen sechs Wechselbeziehungen zu berücksichtigen:<sup>58</sup>

- reale Kommunikationssituation – impliziter Autor / auktorialer Leser  
Bsp.: Welche Gattungszuordnung wird durch die Paratexte signalisiert und welche Erwartungshaltung bezüglich der Komplexität der Position des impliziten Autors wird dadurch nahegelegt?

---

gie und die jeweiligen Inferenzprozesse angemessen zu beschreiben. Die Inferenzprozesse, die zur Konstitution eines impliziten Autors führen, unterscheiden sich aber offensichtlich grundsätzlich von denen, die zur Modellierung eines Erzählers beitragen.

<sup>56</sup> Die theoretischen Texte von Austin und Searle sind in der Literaturwissenschaft vielleicht besser bekannt als konkrete Analysen mit diesem Instrumentarium; vgl. dazu etwa Polenz (1988: 195ff).

<sup>57</sup> Das Sozialsystem Literatur wird inzwischen von der Buchwissenschaft mit empirischen Methoden untersucht, wobei aber die hier angesprochenen Relationen kaum untersucht werden. Die Kommunikation zwischen Erzähler und Leser im Text einschließlich aller Komplikationen durch unzuverlässige Erzähler gehört zum Forschungsfeld der Narratologie. Die Analyse der Figurenrede wird von den Literaturwissenschaftlern meist en passant erledigt, ohne das komplexe analytische Instrumentarium der Linguistik aufzugreifen; ein Gegenbeispiel aus der Dramenanalyse bietet Culpeper (2001).

<sup>58</sup> Um es noch einmal zu betonen: Hier ist die Rede von Kommunikationssituationen und nicht von Kontexten. Zwar bilden Situationen einen ersten Kontext, vor allem aber enthalten sie die Informationen, die für weitere Kontextualisierungen vonnöten sind.

- reale Kommunikationssituation – Erzähler / narrativer Leser  
Bsp.: Wie verhält sich die durch den Text nahegelegte Leserrolle zu der Leserrolle, die durch die Paratexte nahegelegt wird?<sup>59</sup>
- reale Kommunikationssituation – Figurenkommunikation  
Bsp.: Aufgrund welcher Verwendungsweisen von Literatur wird Figuren eine Bedeutung über die reine Handlungsrolle hinaus zugeschrieben?
- impliziter Autor / auktorialer Leser – Erzähler / narrativer Leser  
Bsp.: Welche Normen – als Aspekt des impliziten Autors – werden durch einen unzuverlässigen Erzähler thematisiert?
- impliziter Autor / auktorialer Leser – Figurenkommunikation  
Bsp.: Welche Haltung zu einer Figur wird dem Modell-Leser durch deren spezifisches sprachliches Verhalten nahegelegt?
- Erzähler / narrativer Leser – Figurenkommunikation  
Bsp.: In welchen Punkten geht das dargestellte Verhalten einer Figur über die expliziten Äußerungen des Erzählers hinaus bzw. läßt es sich darunter subsumieren?

Wie schon das letzte Beispiel zeigt, sind häufig mehr als nur zwei Ebenen für die Rekonstruktion relevant. Wenn das, was eine Figur sagt und was sie damit über sich mitteilt, deutlich über das hinausgeht oder sogar von dem abweicht, was der Erzähler über diese Figur mitteilt, dann wird dies ein Anlaß sein, die Ebene des impliziten Autors für die weiteren Bedeutungszuschreibungen zu verwenden. Geschieht dies in einem Text, der im Suhrkamp Verlag publiziert wurde, dann erwartet der Leser solche Komplikationen, handelt es sich aber dabei um einen Hefroman, dann wird dieses Auseinandertreten möglicherweise nur als handwerklicher Fehler des Autors wahrgenommen.

Fassen wir zusammen. Die bisher gängigen Modelle narrativer Kommunikation weisen zwei Schwächen auf. Die Ebene des realen Autors und des realen Leser, also das Sozialsystem Literatur, wird zumeist nur angesprochen, um sie dann von den Aspekten abzusondern, die relevant für die Textanalyse sind. Die Funktionen, die die mehrfachen narrativen Kommunikationssituationen für die Kommunikation haben, und deren Zusammenwirken sind nicht Teil solcher Modelle; das gilt – eine naheliegende Folge des ersten

<sup>59</sup> Zum Beispiel Texte, die durch die Signale der realen Kommunikationssituation als »kritisch« markiert sind und somit eigentlich zur weiteren intellektuellen Bearbeitung gedacht sind; sie machen durch die Leserrolle im Text deutlich, daß es nur um die Zustimmung zu den weltanschaulichen Ressentiments der Autoren geht.

Punktes – insbesondere für die Ebene des realen Autors bzw. Lesers und der textimmanenten Ebene. Faßt man Intention aber nicht als mentalen Zustand, sondern als wesentliches Konstrukt innerhalb einer Kommunikation auf, dann kann sie aufgrund der jeweiligen narrativen Konventionen und deren Wirksamkeit in den verschiedenen Situationen und auf den verschiedenen Ebenen der erzählerischen Kommunikation so weit rekonstruiert werden, wie Situationen und Konventionen noch rekonstruiert werden können.<sup>60</sup>

## 2.5 Codebasierte vs. inferenzbasierte Kommunikation

Verändert und ergänzt man das Kommunikationsmodell in der oben angesprochenen Weise, dann wird erneut deutlich, wie wesentlich Konventionen, Regeln, semantische Typisierungen<sup>61</sup> zur Rekonstruktion der Kommunikation sind. Leider ist der Umgang mit diesem historischen Wissen in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft immer noch durch die Abweichungsästhetik geprägt,<sup>62</sup> die Kunstwerke höher bewertet, wenn sie mit den existierenden Konventionen brechen.<sup>63</sup> Obwohl inzwischen die Abhängigkeit dieses theoretischen Modells von den ästhetischen Konzepten der Moderne herausgearbeitet wurde, ist die Hypothek der Wertungshierarchie geblieben. Dafür gibt es wohl auch den sachlichen Grund, daß semantische Traditionen durch das Modell der Konventionen, die einige Zeit befolgt werden und mit denen dann gebrochen wird, relativ leicht zu beschreiben sind. Die Projektion der Verwendung von Konventionen auf diese Werthierarchie hat etwas den Blick dafür verstellt, daß dieses binäre Konventions-

<sup>60</sup> Dieser eigentlich triviale Hinweis auf die Endlichkeit historischen Wissens scheint angebracht angesichts des Einwandes gegen die Autorintention: diese sei für die literaturwissenschaftliche Arbeit auch deshalb unbrauchbar, weil bei manch bedeutendem Text über den Autor und dessen Leben nichts bekannt sei. Warum man aber sein historisches Instrumentarium gerade nach den Fällen mit der dürftigsten Quellenlage ausrichten sollte, wird kaum plausibel gemacht werden können.

<sup>61</sup> Ich verwende diese Begriffe hier und im Folgenden synonym, obwohl sie unterschiedlicher theoretischer Provenienz sind. Um die Notwendigkeit einer Umwertung etwas schärfer zu akzentuieren, wird im Folgenden vor allem das Wort »Konvention« verwendet.

<sup>62</sup> Bezeichnend für diese Position ist Wolfgang Iser's Vergleich der Rolle von Konventionen im Alltagssprachlichen Sprechakt und in der Literatur (Iser 1994: 98ff.). Die amerikanische Literaturwissenschaft dagegen hat den Konventionsbegriff wertneutraler verwendet und intensiv diskutiert; vgl. dazu den vergleichenden Forschungsüberblick bei Weninger (1994).

<sup>63</sup> Vgl. Anz in Weimar Bd. 2 (1997: 720-23).

Modell die Phänomenvielfalt drastisch reduziert und banalisiert. Konventionen werden manchmal in Frage gestellt und manchmal verschwinden sie auch, aber während sie gültig sind, werden sie nicht nur einfach befolgt, sondern in ganz unterschiedlicher Weise verwendet. Konventionen sind, so lautet die Botschaft der linguistischen Pragmatik,<sup>64</sup> nicht lediglich Grenzen, die darauf warten, überschritten zu werden, sondern sie bieten überhaupt erst das Gestaltungsmaterial, um zu kommunizieren. Eine solche Sicht hat den Vorteil, den Blick von der Unterscheidung ›konventionell/innovativ‹ zum Spektrum der Verwendungsweisen von Konventionen zu lenken. Der Bruch mit einer Konvention ist so gesehen dann nur eine mögliche Weise ihrer Verwendung und in den letzten hundert Jahren in der ›Hochliteratur‹ noch nicht einmal eine besonders originelle.

Im Feld der Sprachverwendung hat man die Vorstellung, die sprachlichen Konventionen würden ein einfaches Regelsystem vorgeben, als Codemodell bezeichnet.<sup>65</sup> Es beruht auf der Vorstellung, daß Autor und Publikum über ein gemeinsames Wissen verfügen, einen ›Code‹, der die Kommunikation erst ermöglicht. Der Sender enkodiert seine Nachricht mittels des Codes und der Rezipient kann das übermittelte Zeichen anhand seines Codewissens eindeutig zurückübersetzen. Besonders erfolgreich war dieses Modell in den 60er und 70er Jahren, als man in der Semiotik und der Ermittlung von Codes einen neuen Schlüssel zum Verständnis kultureller Artefakte gefunden zu haben glaubte.<sup>66</sup> Zwei Aspekte dieser Vorstellung waren für traditionelle

<sup>64</sup> Diese – wertneutrale – Analyse kommunikativer Konventionen ist vielleicht stärker noch als die Berücksichtigung situativer Faktoren ein verbindendes Element einer Forschungsrichtung, die als ›literary pragmatics‹ bezeichnet wird; vgl. dazu Fußnote 140.

<sup>65</sup> Eine ausführlichere Diskussion des Gegensatzes zwischen Inferenz- und Code-Modell der Kommunikation findet sich in Sperber/Wilson und auch bei Pilkington, der deren Relevanztheorie auf die Analyse literarischer Kommunikation appliziert. Pilkington überzieht seine Kritik gegen eine vereinfachende Code-Position, wenn er die Rolle von Konventionen insgesamt als gering veranschlagt, da auch die von ihm analysierten ästhetischen Kommunikationseffekte auf kommunikativen Konventionen basieren. Anders als Sperber/Wilson reduziert er poetische Effekte, von Sperber/Wilson definiert als »the peculiar effect of an utterance which achieves most of its relevance through a wide array of weak implicatures« (ebda. S. 222) auch nicht auf die Auswirkungen zahlreicher kognitiver Prozesse, sondern gesteht emotionalen und ästhetischen Wahrnehmungen Eigenständigkeit zu; vgl. Pilkington (2000: 191). Zur Kritik am Codemodell vgl. Kap. 2 und 3. Vgl. Sperber/Wilson (1995: 3ff).

<sup>66</sup> Vgl. die einflußreichen Arbeiten von Roland Barthes und Umberto Eco aus dieser Zeit; z.B. Eco (1977: 184). Hier behauptet Eco, der Code lege sogar noch die pragmatischen Wirkungen fest. Mit Barthes' Absage an die objektivierbare Verwendung von Codes in S/Z begann bekanntlich der Siegeszug von ›Lektüren‹, vgl. Barthes [1970] (1987).

Literaturwissenschaftler wenig schön, entsprechend stark gemacht wurden sie von den revolutionär auftretenden neuen Theoretikern. Zum einen folgt aus dem Modell, daß der Code und dessen Rekonstruktion eine wesentlich gewichtigere Rolle spielt als die Analyse des Einzelwerks, zum anderen ist das Verhältnis von Code und Einzelwerk durch die völlige Abhängigkeit des Einzeltexts vom allgemeinen Code bestimmt und jede Analyse eines Einzelwerks sieht sich verpflichtet nachzuweisen, daß entweder das Einzelwerk den Code maßgeblich verändert hat oder ihn »subversiv« außer Kraft gesetzt hat. Sieht man einmal von dem schwer zu leugnenden Phänomen ab, daß Codes sich ändern, dann hat man mit diesem Ansatz ein Regelsystem, vergleichbar Saussures *langue*, das sich ganz unabhängig von den jeweiligen Verwendungsweisen untersuchen läßt. Es ist kaum verwunderlich, daß in dieser Situation die Diskursanalyse sehr attraktiv geworden ist, weil sie einerseits als spätstrukturalistische Theorie solche Konzepte enthält, andererseits aber dennoch über eine Reihe von Gedankenfiguren verfügt, um die Sonderrolle von Literatur und dem Einzelwerk zu bewahren. Sie ermöglicht einen loseren Bezug zwischen Einzeltext und Diskursformationen, dessen genaue Form eigentlich nicht von Interesse ist, und wertet durch die Gedankenfigur der »Subversion« auch die Literatur und den literarischen Einzeltext wieder stark auf. So wichtig diskursanalytische Verfahren ohne Zweifel sind und vor allem vor dem Hintergrund der hermeneutischen Fixierung auf den »großen« Einzeltext waren, sie haben diesen forschungsgeschichtlichen Gewinn mit einer außergewöhnlichen Begriffsunschärfe bezüglich der genauen Beziehung des Einzeltexts zu den Diskursen und mit dem kontraintuitiven Ausblenden der Kommunikationsgegebenheiten durch das Modell von aktiven, agierenden Diskursen erkaufte.

Eine Revision dieser theoretischen Großwetterlage muß am Verständnis von sprachlicher Kommunikation und insbesondere am Codemodell ansetzen. Sie kann sich auf die Wahrnehmung stützen, daß das Verständnis literarischer Texte sich nicht als Entzifferung eines Textes mittels eines Codes, und sei er noch so esoterisch, auffassen läßt. Selbst wenn man den Begriff des Codes so überdehnt, daß er alle Konventionen, Regelmäßigkeiten und Typisierungen umfaßt, ist die Lektüre eines literarischen Textes nicht als Ermittlung einer Bedeutung mit dauerndem Rückgriff auf solche Codes zu verstehen. Das wird besonders deutlich an der Eigenschaft literarischer Texte, eigene Zeichen zu entwickeln. Der Chinese in *Effi Briest* ist z.B. solch ein Zeichen, dessen genauere Bedeutung umstritten ist, nicht aber seine Zeichenhaftigkeit. Nun lassen sich solche Zeichen nur schwer in ein codebasiertes Kommunikationsmodell integrieren, da sie ja eben nicht Teil des gemein-

samen Codes sind. Auch von einem eigenen Code des Werkes zu sprechen, ist in solchen Fällen irreführend, da es ein Spezifikum des Codes ist, zumindest in großen Teilen beiden Seiten der Kommunikation zur Verfügung zu stehen.<sup>67</sup> Andererseits gibt es ganz unbestreitbar Codes im eben spezifizierten Sinne, und sie spielen ganz offensichtlich eine große Rolle bei der Kommunikation.

Einen Ausweg bietet in dieser Situation ein Modell von Kommunikation, in dem Codes ihren Platz haben, aber nicht das einzige Verfahren sind, um Bedeutung zu generieren. Die neuere kognitive Linguistik bietet so etwas mit dem Modell inferenzbasierter Kommunikation.<sup>68</sup> Die Inferenzen beruhen in wesentlichen Teilen auf den verwendeten Codes, aber sie sind ein eigenständiger Verarbeitungsschritt. Im Anschluß an Grice wurde folgendes Modell entworfen: Zuerst verarbeitet eine semantische Einheit die Eingabe und gibt die ausgedrückten Propositionen, die wörtliche Bedeutung des Gesagten aus. Diese Ausgabe wird wiederum zur Eingabe einer pragmatischen Einheit, die daraus durch Einbeziehung des kommunikativen Kontextes und der Konversationsmaximen die vom Sprecher intendierte Bedeutung, also z.B. Ironie, Metaphern und ähnliches mehr ermittelt. Stephen Levinson revidiert dieses Modell, indem er plausibel machen kann, daß bereits bei der Ermittlung des propositionalen Gehalts pragmatische Verarbeitungsschritte notwendig sind, etwa zur Disambiguierung von Ausdrücken oder zur Referenzermittlung.<sup>69</sup> Er schlägt deshalb aber nicht vor, eine einzige semantisch-pragmatische Verarbeitungseinheit anzunehmen, sondern ein mehrstufiges Modell, in dem sich semantische und pragmatische Verarbeitungseinheiten abwechseln und die Ausgabe der einen Einheit die Eingabe der nächsten Einheit darstellt. Ein interessantes Modell, könnte man einwenden, aber ist das nicht für die Arbeit des Literaturwissenschaftlers irrelevant? Dessen Arbeit beschäftigt sich ja zumeist mit Phänomenen, die zwar auf einzelne Sätze zurückgeführt werden können, aber diese in vielerlei Hinsicht übersteigen, indem Informa-

---

<sup>67</sup> Berendsen (1991: 21ff.) z.B. bezeichnet die individuelle Zeichenverwendung von Autoren in Texten als »lenient codes«.

<sup>68</sup> Vgl. vor allem Sperber/Wilson (1995); oder auch mit gewichtigen Einwänden gegen einige Vereinfachungen bei Sperber/Wilson das Modell in Levinson (2000b); doch beide gehen davon aus, daß Kommunikation wesentlich inferenzbasiert ist, Codes aber eine zentrale Rolle spielen. Die von Levinson analysierten generalisierten konversationellen Implikaturen sind Beispiele für Inferenzen, die weitgehend situationsunabhängig, aber nicht Teil der Wortbedeutung sind.

<sup>69</sup> Vgl. Levinson insbesondere Kapitel 3 und dort das Schaubild S. 188.

tionsgebilde wie die Handlung oder die Figuren geschaffen werden, die erst aus der Integration zahlreicher Einzelsätze entstehen.

Zumindest zwei Aspekte sind auch für Literaturwissenschaftler von Interesse. Erstens ist die Feststellung, daß bereits für die Ausformulierung der Propositionen auch die pragmatische Einheit tätig werden muß, ein gewichtiges Gegenargument gegen jeden Versuch einer literarischen Semantik ohne Berücksichtigung der Kommunikationssituation im oben diskutierten Sinne. Zweitens kann man annehmen, daß das Wechselspiel von semantischen und pragmatischen Verarbeitungsschritten gerade bei komplexen Informationsprozessen wie der narrativen Kommunikation und der Bildung dieser satzübergreifenden Gebilde noch weiterläuft. Die Konstituierung von fiktionalen Welten, die Vertreter der Theorie fiktionaler Welten im Kontext einer semantischen Theorie beschreiben wollen, kann wohl nur angemessen erfaßt werden, wenn die Beschreibung um pragmatische Elemente wie Inferenzanalyse, Analyse der kommunikativen Regeln usw. erweitert wird. Entsprechend sind drei unterschiedliche Wissenszusammenhänge für die Analyse von literarischen Texten relevant: erstens linguistische und semiotische Codes, die weder die Konstitution der narrativen Welt noch der Bedeutungsgehalt vollständig determinieren, aber wesentliche Heuristiken an die Hand geben; zweitens Inferenzregeln, die sowohl die Konstitution der narrativen Welt als auch die weitere Füllung bzw. Festlegung der Bedeutung erst ermöglichen. Hinzu kommen weitere Wissensformen, etwa über Interaktionsregeln und Weltwissen, auf denen die Inferenzen wiederum basieren. Dies wird unten anlässlich der Diskussion von Regeln in narrativen Welten weiter ausgeführt. Zuerst einmal soll die These von den zwei unabhängigen Verarbeitungseinheiten, wie sie die Theorie der inferenzbasierten Kommunikation vorsieht, weiter ausgeführt werden.

Die mit den Codes gegebenen Regeln über Bedeutungszusammenhänge können mit Kenntnis der die Kommunikation bestimmenden Regeln an die Situation angepaßt werden. Eben deshalb aber sind Konventionen, die für einen Typus von Situation spezifisch sind, ebenso wesentlich wie die Kenntnis der allgemeinen Kommunikationsregeln, der verwendeten Codes und der spezifischen Gegebenheiten der Kommunikation. Codes haben in diesem Modell weniger die Funktion, einfache Übersetzungsanweisungen zu speichern, sondern sie bieten ihrem Verwender Heuristiken, in welche Richtung in einer bestimmten Kommunikationssituation gesucht werden muß.<sup>70</sup>

---

<sup>70</sup> Eine interessante, aber m.E. bislang noch nicht überzeugende Gegenposition nehmen eine Reihe von Forschern ein, die unter der Bezeichnung *Cognitive Poetics* zusammengefaßt

Ein kleines Beispiel aus der Alltagskommunikation mag das Verhältnis von Codes und Inferenzen verdeutlichen. Handlungsort ist ein bürgerliches deutsches Wirtshaus zur besten Geschäftszeit voll von speisenden Menschen. Eine Bedienung ruft im Vorbeihasten ihrer Kollegin zu: »Das Jägerschnitzel an Tisch drei möchte zahlen.« Die Kollegin und auch der Beobachter werden sofort verstehen, daß es an diesem Tisch kein Jägerschnitzel mit Geldbeutel gibt, sondern daß eine Person gemeint ist, nämlich gerade diejenige, die ein Jägerschnitzel bestellt und verzehrt hatte. Worauf basiert dieses Verständnis? Grundlage dafür ist das Verständnis der Wörter als Code. Konzentrieren wir uns an dieser Stelle auf »Jägerschnitzel«. Es bezeichnet ein typisches Gericht, Fleisch mit Sauce, auf der Speisekarte deutscher bürgerlicher Restaurants. Diese Fleischspeise kann nicht mit der Kellnerin gesprochen haben, also ist die Aussage offensichtlich falsch. Wenn sich die Kellnerin aber doch die Mühe gemacht hat, sie zu äußern, trotz des deutlichen Arbeitsdrucks, dann lohnt es sich nach einem Verständnis für die Äußerung zu suchen, das nicht gleich als falsch gelten muß. An dieser Stelle muß das Weltwissen verwendet werden, genauer das Wissen über den typischen Ablauf eines Restaurantbesuchs.<sup>71</sup> Es sieht gegen Ende vor, daß das Verzehrte auch vom Besucher bezahlt wird. Da der Bezahlende ein Mensch ist, der etwas im Restaurant gegessen hat, und »Jägerschnitzel« wiederum eine Restaurantspeise ist, liegt wahrscheinlich ein Metonymie vor; anstelle eines Namens wird der Restaurantbesucher in diesem Fall mittels der von ihm verzehrten Speise bezeichnet. Nun könnte man einwenden, ob nicht schon die Analyse dieser Ersetzung als Metonymie nahelegt, daß es sich hier um

---

werden. Ihr wichtigster Vertreter ist zur Zeit wohl der Psycholinguist Raymond W. Gibbs, der das hier skizzierte Standardmodell der Pragmatik kritisiert, weil es seiner Meinung nach figurative Sprache als deviant oder ornamental behandle, diese aber allgegenwärtig sei, da der Geist nicht inhärent literal sei, sondern die figurative Sprachverwendung vielmehr die Häufigkeit von figurativer Konzeptualisierung reflektiere. So würden z.B. zahlreiche sprachliche Metaphern für Wut aus der konzeptuellen Metapher »Wut ist eine erhitzte Flüssigkeit in einem Behälter« entstehen; vgl. Gibbs (1994). Gibbs' Kritik, die m.E. der Funktion des Griceschen Modells, wie sie von Grice selbst beschrieben wird, nicht gerecht wird, trifft allerdings weder die Leistungsfähigkeit des Standardmodells zur rationalen Rekonstruktion – im Unterschied zu einem Modell, das den tatsächlichen Ablauf der Informationsverarbeitung repräsentiert – noch seine Vorzüge zur Wiedergabe der tatsächlichen Abläufe bei der Verarbeitung neuer Metaphern oder Metonymien, insbesondere auch weil seine Kritik an der Unschärfe des Begriffs »literale Bedeutung« noch nicht ausreicht, um die Differenz zwischen literaler und figurativer Bedeutung aufzuheben, die Gibbs auch selbst verwendet.

<sup>71</sup> Die Kognitionspsychologie bezeichnet solche typisierten Handlungssequenzen als »Skripte«; vgl. Anderson (1996: 133ff.).

einen Code handelt. Aber dem steht bei näherer Betrachtung die sehr lose Definition von Metonymie entgegen, die eben vielerlei Beziehungen zwischen eigentlicher und uneigentlicher Bezeichnung erlaubt. Die Beziehung »das Eigentliche ist ein Esser des Uneigentlichen« gehört wohl nicht zum Standardrepertoire, wird aber aufgrund der Situation sofort verstanden. Metonymie ist also weniger eine eng umfaßte Generierungsregel, die ebenso mechanisch als Dekodierungsstrategie verwendet werden kann, sondern umfaßt eine offene Liste von Ersetzungsstrategien, die erst ex post als Metonymie beschreibbar sind.

Dieses etwas bodenständige Beispiel verdeutlicht gleich mehrere Aspekte, die bei der Rekonstruktion inferenzbasierter Kommunikation von zentraler Bedeutung sind. Codes sind keineswegs unwichtig für die Rekonstruktion der Kommunikation, aber sie haben einen anderen Stellenwert für die Rekonstruktion der kommunikativen Bedeutung einer Äußerung. Sie bilden nicht mehr einen Schlüssel, möglicherweise sogar einen eindeutigen Schlüssel zur Bedeutung einer Äußerung, sie bilden vielmehr materiale Anhaltspunkte für Heuristiken. Die Differenz läßt sich vielleicht noch genauer bezeichnen, wenn man Peirces triadisches Zeichenmodell heranzieht. Die drei Elemente des Zeichenmodells, genauer des dynamischen Zeichenprozesses sind nach Peirce (1) das bezeichnete Objekt,<sup>72</sup> (2) das Zeichen im engeren Sinne, das Repräsentamen, und (3) der Interpretant, der die Verbindung zwischen Zeichen und Objekt herstellt.<sup>73</sup> Eine besondere Pointe dieses Ansatzes im Gegensatz zum dyadischen Zeichenmodell Saussures bildet der unverzichtbare Bezug auf das Dritte, den Interpretanten. Der Interpretant ist nicht ein Interpret, sondern eine Bezeichnung für die Instanz, die die Verbindung zwi-

---

<sup>72</sup> »Objekt« ist hier im weitesten Sinne zu verstehen und umfaßt Dinge, Gedanken usw. – eben alles, was bezeichnet werden kann.

<sup>73</sup> Peirce hat keine geschlossene Darstellung seiner Zeichentheorie hinterlassen, sondern eine Fülle von Schriften – oft unpubliziert – in denen er seine Konzeption immer wieder neu entfaltet, variiert und verändert. Das hier skizzierte Modell berücksichtigt die Feinheiten der Peirce-Exegese nicht, sondern orientiert sich an dem Grundgedanken, der für die hier wesentlichen argumentativen Verbindungen ausreicht; vgl. zum Überblick über Peirces Werk Nagel (1992); Nagel behandelt allerdings die Semiotik von Peirce nur als einen Aspekt unter anderen, etwa dem Pragmatismus und der Wissenschaftstheorie. Einen sehr knappen Überblick mit Schwerpunkt auf die Semiotik und einer Fülle weiterführender Literatur bietet Nöth (2000: 59-70). Die umfangreichen Einführungen in die einzige mehrbändige deutschsprachige Peirce Edition sind für die hier angesprochenen Fragestellungen nicht weiterführend; vgl. Peirce (2000). Ein nützlicheres Instrument ist Robert Marty's Zusammenstellung von 76 Peirceschen Zeichendefinitionen; vgl. Marty (1997).

schen dem Objekt und dem Repräsentamen herstellt, z.B. ein Gedanke.<sup>74</sup> Dieser Interpretant, für den erst das Repräsentamen zum Zeichen für das Objekt wird, verdankt seine notwendige Berücksichtigung im Zeichenmodell bei genauerer Betrachtung der Arbitrarität der Beziehung zwischen Objekt und Zeichen. Eben weil diese Beziehung arbiträr ist,<sup>75</sup> muß sie von einer dritten Instanz hergestellt werden. Im Falle von kulturellen Zeichen basiert das Herstellen dieser Verbindung auf einer sozialen Regel, dem Code.<sup>76</sup> Wohlgemerkt: Es basiert darauf, aber es erschöpft sich nicht darin, zumindest nicht immer. Die Codes bilden die Basis der Kommunikation, aber erst das Prozessieren der Information macht daraus Bedeutung, d.h. es bildet den Interpretanten. Das stimmt eigentlich auch für die codebasierte Kommunikation, aber hier ist das Prozessieren relativ einfach – Auswahl des Codes und Anwendung der gespeicherten Zuordnungsregel mit evtl. Berücksichtigung von Kontextfaktoren, um die richtige Regel zu finden. Die Komplexität wird größtenteils im Code vermutet, z.B. unterschiedliche Regeln jeweils abhängig vom Kontext. Ein inferenzbasiertes Kommunikationsmodell geht von einem komplexeren Modell der Informationsverarbeitung aus. Es umfaßt die Codes, die Auswahl von relevanten Kontextfaktoren wie z.B. Situationstypus oder Kommunikationsmotivation und -geschichte, sowie die Heuristiken zur Ermittlung der Bedeutung. Die Codes sind, wie gesagt, nicht identisch mit der Bedeutung der Äußerung, auch nicht in dem Sinne, daß die Bedeutung der Äußerung durch eine einfache Zuordnungsregel des Codes ermittelt werden kann, sondern sie haben heuristische Funktion bei der Er-

---

<sup>74</sup> »Nun ist ein Zeichen etwas, A, das eine Tatsache oder Objekt, B, für einen interpretantischen Gedanken (interpretant thought), C, bezeichnet.« Peirce (2000: 138).

<sup>75</sup> Das gilt wohl auch für – in der Peirceschen Begrifflichkeit – ikonische und indexalische Zeichen, da die Beziehung zwar auf Ähnlichkeit oder in weiterem Sinne auf Kausalität beruhen mag, der Umstand, daß dies so ist, aber erst wiederum von einer dritten Instanz wahrgenommen und in dieser Art und Weise verrechnet werden muß. Rauch z.B. wird durch Feuer verursacht, aber die Verbindung zwischen dem Rauch als Zeichen und dem Objekt Feuer muß erst jemand herstellen, der diesen Zusammenhang kennt und motiviert ist, ihn zu berücksichtigen. – Peirces Theorie kann aufgrund ihrer Allgemeinheit und ihres phänomenbezogenen Ansatzes nicht verwendet werden, um zu erklären, warum und wie ein Repräsentamen für einen Interpretanten das Objekt bezeichnet; diese Lücke muß von medienspezifischen Theorien gefüllt werden, z.B. der weiter unten ausführlicher angesprochenen Relevanztheorie.

<sup>76</sup> Interpretanten für andere Zeichen können diesen Zusammenhang auch anders herstellen, z.B. kann er bei Organismen Teil ihrer biologischen Konstruktion sein. Für eine Literaturgeschichte unter semiotischer Perspektive ist der Interpretant der Ansatzpunkt des Interesses; vgl. Baltzer (2000: 90).

mittlung der Bedeutung. Diese Ermittlung aber ist als Inferenzprozeß aufzufassen.

## 2.6 Das Kooperationsprinzip der narrativen Kommunikation

Ein inferenzbasiertes Kommunikationsmodell muß zusätzlich zu den Codes noch weitere Regeln enthalten, die bestimmen, in welcher Weise und unter welchen Umständen die Heuristiken des Codes in der jeweiligen Kommunikationssituation verwendet werden. Untersuchungen zu solchen Regeln haben sich bislang auf zwei Bereiche konzentriert: Implikaturen und Textsorten. Für die Untersuchung narrativer Kommunikation lassen sich außerdem die Überlegungen zum Aufbau fiktionaler Welten heranziehen. Da die Textsortendiskussion als Gattungsdiskussion allgemein geläufig ist, muß sie hier nicht noch einmal wiederholt werden, und ich werde mich daher auf die beiden anderen Ansätze konzentrieren.<sup>77</sup> In einem ersten Schritt soll die Diskussion über Implikaturen auf ihre Anwendbarkeit auf narrative Kommunikation geprüft werden. In einem zweiten Schritt wird die Diskussion über fiktionale Welten ausgewertet werden, die bislang wesentlich ein Beitrag zur Fiktionalitätsdiskussion war.

Unter dem Stichwort »Implikaturen« wird in der linguistischen Pragmatik eine Reihe von Schlußfolgerungsmechanismen behandelt, die regelhaft sind und auf dem Gehalt des Gesagten sowie der Annahme beruhen, Kommunikation habe im wesentlichen kooperativen Charakter.<sup>78</sup> Für die weiteren Überlegungen sind besonders diese Annahmen und ihre Relevanz für die

<sup>77</sup> Vgl. etwa Hempfer (1973), Voßkamp (1977), Lamping (1990), Strube (1993).

<sup>78</sup> Diese Definition ist eine freie Übernahme von Levinsons Definition in: Levinson [1983] (2000a: 114). Diese Bestimmung umfaßt also nur das, was Grice »konversationelle« Implikaturen genannt hat, und nicht die »konventionellen Implikaturen«, die nicht wahrheitsfunktionale Bedeutungsaspekte konventionell mit Worten verbinden; vgl. dazu auch Levinson S. 140. – Grice hat soziale Aspekte der Kommunikation wie Lügen, Imagearbeit usw. nicht weiter erörtert, was ihm manchmal den Vorwurf eingetragen hat, er habe ein idealistisches Bild von Kommunikation gezeichnet. Dies verfehlt m.E. den Status der von Grice rekonstruierten Prinzipien, da er nicht ihre allgemeine Gültigkeit in dem Sinne behauptet, daß alle Kommunikation so geformt ist, sondern daß alle Kommunikation daran ausgerichtet ist. So gewinnen Lügen überhaupt erst ihre Wirksamkeit, weil man im allgemeinen von einer weitgehend wahrheitsorientierten Kommunikation ausgeht. Browns und Levinsons Analyse von Höflichkeit als rationale Strategie, die auf den Überlegungen von Grice beruht, zeigt recht überzeugend die Leistungsfähigkeit eines solchen Ansatzes gerade für soziale, scheinbar hochkonventionalisierte und nur wenig rationale Phänomene; vgl. Brown/Levinson [1978] (1987).

narrative Kommunikation interessant. Die klassische Formulierung des Kooperationsprinzips stammt von Paul Grice:

Our talk exchanges do not normally consist of a succession of disconnected remarks, and would not be rational if they did. They are characteristically, to some degree at least, cooperative efforts; and each participant recognizes in them, to some extent, a common purpose or set of purposes, or at least a mutually accepted direction. This purpose or direction may be fixed from the start (e.g., by an initial proposal of a question for discussion), or it may evolve during the exchange; it may be fairly definite, or it may be so indefinite as to leave very considerable latitude to the participants (as in a casual conversation). But at each stage, *some* possible conversational moves would be excluded as conversationally unsuitable. We might then formulate a rough general principle which participants will be expected (*ceteris paribus*) to observe, namely: Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged. One might label this the Cooperative Principle.<sup>79</sup>

Dieses ausführliche Zitat soll nicht nur mit Grices abwägender und vorsichtiger Vorbereitung seiner Definition des Kooperationsprinzips vertraut machen, das in vielen Lehrbuchwiedergaben mehr wie ein Gesetz formuliert wird,<sup>80</sup> sondern auch die Überlegungen noch einmal vor Augen führen, die zur Formulierung des Prinzips führen. Diese Überlegungen sind nämlich ein guter Ausgangspunkt, um die Brauchbarkeit des Kooperationsprinzips, das anlässlich von Dialogsituationen entwickelt wurde, für die schriftliche, unidirektionale narrative Kommunikation zu überprüfen.<sup>81</sup> Der erste Satz mag mit seiner Betonung der Rationalität Widerspruch erregen, doch scheint es sich um einen sehr weiten Begriff von Rationalität zu handeln, der keineswegs die Oberflächenstruktur der Äußerungen betrifft, sondern vielmehr die Frage, ob die Personen, die an der Kommunikation beteiligt sind, dabei zielgerichtet handeln und Gründe für ihr Handeln haben.<sup>82</sup> In dieser weiten Fassung kann

<sup>79</sup> Grice (1989: 26). Dies ist die zweite der sogenannten »Harvard Lectures«; ursprünglich verfaßt und vorgetragen 1967, kursierten die Texte bereits als sehr einflußreiche graue Literatur in sprachphilosophisch interessierten Zirkeln, bevor sie dann als einzelne Aufsätze verstreut publiziert worden sind. In der Buchfassung liegen sie nun gebündelt und in überarbeiteter Form vor.

<sup>80</sup> z.B. Cruse (2000: 355).

<sup>81</sup> Ehlich (1987) Vorwurf, Grice würde für die von ihm formulierten Maximen und das Kooperationsprinzip allgemeine Gültigkeit unterstellen, müßte wohl eher der Grice Rezeption in der linguistischen Pragmatik gemacht werden; aber auch die Adaptionen für spezifische Textsorten und Kommunikationssituationen folgen mit guten Gründen weitgehend seinen Vorgaben.

<sup>82</sup> So fassen auch Brown und Levinson »rational« auf: rational are people, who »choose means that will satisfy their ends« Brown/Levinson (1987: 59). In diesem Sinne ist nach

man den Begriff wohl auch für die Produktion und Rezeption von Literatur akzeptieren.

Wichtiger noch ist die Feststellung, es handle sich um kooperative Bemühungen, die, wenn auch vielleicht nur sehr vage, eine gemeinsame Richtung verfolgen. Läßt sich auch diese Feststellung auf literarische Texte übertragen? Das gemeinsame Handeln wird durch den literarischen Text, an dessen Bedeutungskonstitution sowohl Autor als auch Leser beteiligt sind, sowie durch ein gemeinsames Ziel bestimmt. Welches Ziel hat aber die Kooperation? Grice greift für die Gesprächsanalyse zu dem verblüffend wirksamen Mittel, Konversationen zu unterstellen, ihr Ziel sei der maximal effektive Austausch von Informationen.<sup>83</sup> Die Wirksamkeit ist deshalb so verblüffend, weil natürlich jedem sofort so viele Gegenbeispiele einfallen, daß bereits der Ansatz dieses Unterfangens verfehlt scheint. Bei genauerer Betrachtung stellt sich aber heraus, daß auf diese Weise eine Art Norm entstanden ist, von der ständig abgewichen wird, die aber diese Abweichungen spezifiziert. Anders gesagt: es entsteht ein Hintergrund, vor dem erst die regelhafte Gestalt des jeweiligen sprachlichen Verhaltens sichtbar wird. Die bekannten Konversationsmaximen der Qualität, Quantität, Relation und Modalität<sup>84</sup> ermöglichen die Herstellung einer regelhaften Beziehung zwischen der Oberflächenbedeutung der Äußerung, die dem Prinzip zu widersprechen scheint, und der eigentlichen Bedeutung, die dem Prinzip folgt.<sup>85</sup> Das Kommunikationsziel hat Grice, wie er selbst feststellt, sehr eng gefaßt, und es ist aufgrund weiterer möglicher Ziele auch die Gültigkeit weiterer Maximen denkbar. Er selbst nennt das Beispiel einer Kommunikation, die darauf abgestellt ist, zu beein-

---

ihrer Meinung Rationalität der Kommunikation die zentrale Annahme von Grice: Es gibt keine Abweichung von rationaler Effizienz in der Kommunikation ohne Grund; vgl. ebda. S. 5. Davies analysiert das Kooperationsprinzip im Kontext des Gesamtwerks von Grice, und sie kann zeigen, daß es lediglich in den wenigen Analysen zur Implikatur erwähnt wird, während Rationalität die treibende Grundannahme von Grices Philosophie ist. Ihre Versuche zu explizieren, was Grice wiederum mit »Rationalität« meint, kommen allerdings zu keinem Ergebnis. Wichtig ist ihr Hinweis darauf, daß »cooperative« nicht im umgangssprachlichen Sinne aufgefaßt werden darf, sondern lediglich die Unterstellung von zielgerichtetem Handeln bedeutet; vgl. Davies (2000).

<sup>83</sup> Vgl. Grice (1989: 28).

<sup>84</sup> Letzteres im Original *manner*. Ich folge hier dem plausiblen Übersetzungsvorschlag von Martina Wiese, die Stephen C. Levinsons Standardwerk über Pragmatik ins Deutsche übertragen hat.

<sup>85</sup> Die wohl immer noch beste Beschreibung findet sich nicht bei Grice selbst, sondern in Levinson [1983] (2000a: 107-81).

flussen und das Verhalten zu steuern.<sup>86</sup> Für die narrative Kommunikation könnte ein solches Ziel darin bestehen, interessant über ein Geschehen zu informieren und dies so effektiv wie möglich zu tun.<sup>87</sup> ›Geschehen‹ wird hier verstanden als das Handeln oder Verhalten von Figuren in einem Setting. Die Tatsache der Kommunikation vermittelt auch hier den Anspruch, daß die Mitteilung des Geschehens die Aufmerksamkeit des Lesers wert ist. In welchem Sinne die Mitteilung ›interessant‹ ist, wird durch den Text zumeist weiter spezifiziert, z.B. als aufregend bei Spannungslektüre, weltdeutend bei Texten mit allegorischen oder symbolischen Wirklichkeitsbezügen oder virtuos bei wortklingelnden Nonsentexten. ›Effektiv‹ bezieht sich vor allem darauf, wie die vom Text oder seiner Gattung vorgegebene Form des angezielten Interesses vermittelt wird.<sup>88</sup>

Diese Regel scheint eher auf Anekdoten mit einer klaren Pointe und Schemaliteratur zu passen als auf die große Vielfalt von Erzähltexten und insbesondere die Eigenwilligkeiten der modernen Literatur. Aber die Einwände gegen eine solche Zielformulierung ähneln in befriedigender Weise denen, die man gegen Grices Zielvorgabe der Konversation vorbringen kann. Jeder wird sich an zahlreiche Erzähltexte erinnern, die kein interessantes Geschehen wiedergeben oder deren Erzählweise man auf keinen Fall als ›effektiv‹ bezeichnen könnte. Das wird mit dieser Zielvorgabe auch gar nicht in Frage gestellt, denn es gehört zum Wesen dieses Kooperationsprinzips, daß seine Gültigkeit auch gerade dann angenommen wird, wenn es offensichtlich verletzt wird.

Einige Beispiele können das erläutern. Nehmen wir einen Roman, dessen erstes Kapitel eine Handlung mit einigen Figuren wiedergibt und im zweiten Kapitel finden sich weder Anschlüsse an die Handlung noch die Figuren wieder.<sup>89</sup> Der Leser kann nun annehmen, daß der Autor wirres Zeug ge-

<sup>86</sup> Vgl. Grice ebda.

<sup>87</sup> Der Modell-Leser unterstellt also, daß der Autor des Erzähltextes dieses Ziel verfolgt. Jahn (1997: 446f.) schlägt vor, vier Maximen (Relevanz, Qualität, Quantität und Ordnung) als Präferenzregeln des Narratees zu verwenden.

<sup>88</sup> Ob den Konversationsmaximen anlässlich des neuen Kooperationsziels weitere hinzuzufügen sind, mag dahin gestellt bleiben, da für die Zwecke der historischen Rekonstruktion das allgemeine Kooperationsprinzip und die vom Text jeweils aufgrund von Publikationszusammenhang, Gattungszugehörigkeit oder textinternen Merkmalen spezifizierte Form des angezielten Interesses ausreichend sind. Sicherlich ist Pratt (1977) zuzustimmen, wenn sie nicht annimmt, daß Literatur eine eigene Sprache sei – und damit auch ein eigenes Kooperationsprinzip aufweise –, sondern eine Verwendung von Sprache.

<sup>89</sup> Ein schönes Beispiel dafür ist Leo Perutz: *Nachts unter der steinernen Brücke* (Erstdruck 1953).

geschrieben hat, und das Buch zur Seite legen, die meisten werden aber vermuten, daß er nicht gegen das narrative Kooperationsprinzip verstoßen hat und nur ihre Annahme revidieren, worin denn das interessante Geschehen besteht, von dem berichtet werden soll. Es ist dann nicht mehr in der einsträngigen Handlung einiger weniger Figuren zu suchen, sondern in dem Kontrast und dem Gemeinsamen, das durch die Zusammensicht der verschiedenen Handlungsstränge entsteht.

Wenn etwa ein Buch, das als Kriminalroman angekündigt ist, längere Ausführungen über die Architektur und die historischen Hintergründe des Ortes enthält, an dem sich die Handlung ereignet, dann kann man eine Verletzung des narrativen Kooperationsprinzips konstatieren. Entweder man unterstellt dem Autor eine ungewollte Verletzung, dann kann man höchstens bei der Wertung daraus Schlüsse ziehen, oder man unterstellt die Gültigkeit des Prinzips und korrigiert seine Annahme, welches Interesse der Text verfolgt, auf eine Weise, die auch die Ausführungen umfaßt.<sup>90</sup>

Das Kooperationsprinzip kann als wesentlicher Bestandteil einer gegenseitigen Erwartungshaltung gesehen werden. Autoren wissen, daß die Leser annehmen, daß die Autoren dem Prinzip folgen. Das wissen wiederum auch die Leser. Deshalb können Autoren die Bereitschaft von Lesern, ihnen die Gültigkeit des Kooperationsprinzips zu unterstellen, für ihre kommunikativen Zwecke verwenden. Offensichtliche Verstöße gegen dieses Kooperationsprinzip sind dann sozusagen Aufträge an die Leser, nach einem neuen Verständnis des Textes zu suchen, das nicht mehr als Verstoß zu sehen ist. Für einen Leser, der im *Werther* eine interessante Liebesgeschichte sieht, müssen die Natur- und Lektüreschilderungen offensichtliche Verstöße gegen das Kooperationsprinzip sein und das könnte ihn dazu veranlassen, nach einer umfassenderen Auffassung dessen zu suchen, was das interessante Geschehen ist, das im Roman berichtet werden soll. Unterstellt er aber Literaten, sie würden ohnehin nur wirres Zeug fabulieren, dann wird er sich dieser Mühe nicht unterziehen.

Die Relevanztheorie von Sperber und Wilson ist ein weithin beachteter Versuch, die von Grice entwickelten Konzepte zu einer kognitionswissen-

---

<sup>90</sup> Paradigmatisch zeigt sich diese Strategie gerade beim Umgang mit sprachlichem Material, das keinen Sinn hat; so z.B. Enkvist bei der Lektüre von Aleksey Kručenyx »transrationalem Gedicht«, dessen »Worte« weder im Russischen noch in einer anderen Sprache Sinn haben. Die Suche nach Sinn wird nicht aufgegeben, sondern auf eine andere Ebene verschoben. Das Gedicht wird als Symptom einer bestimmten Einstellung des Autors gegenüber der Tradition gesehen; vgl. Enkvist (1991: 4).

schaftlichen Theorie der Kommunikation zu verallgemeinern.<sup>91</sup> Sie basiert auf Grices Einsicht, daß der Akt der Kommunikation Erwartungen aufbaut, die dann für die Kommunikation verwendet werden können.<sup>92</sup> Im Gegensatz zur Grice gehen die Autoren aber davon aus, daß der wesentliche Mechanismus dafür, nämlich das relevanzorientierte Operieren des Sprachverarbeitungsmechanismus, angeboren ist. Im Zentrum der Theorie steht, naheliegenderweise, eine Definition von Relevanz:

Extent condition 1: an assumption is relevant in a context to the extent that its contextual effects in the context are large.

Extent condition 2: an assumption is relevant in a context to the extent that effort required to process it in this context is small.<sup>93</sup>

Sperber/Wilson bieten auch für die Begriffe ›context‹, ›contextual effect‹, ›effort‹ Definitionen, die sich alle zu einem Netz einer neuen Theorie von sprachlicher Kommunikation verbinden, die trotz zahlreicher spekulativer Züge sehr beeindruckend ist. Dennoch scheint mir der direkte Weg von dieser Theorie zur Literaturwissenschaft nicht gangbar zu sein. Ein wesentliches Hindernis liegt in dem für die Theorie zentralen Begriff ›effort‹, dem

<sup>91</sup> Dan Sperber und Deidre Wilson haben ihre Position ausführlich dargelegt in: Sperber/Wilson [1986] (1995); diese zweite Auflage enthält ein längeres Nachwort, das auf einige Einwände von Kritikern eingeht und auch weitere Entwicklungen der Relevanztheorie von anderen Sprach- und Kognitionswissenschaftlern skizziert. Die beiden Autoren haben eine Reihe von Zusammenfassungen ihrer Thesen veröffentlicht. Sehr eng an die Argumentationslinie des Buches angelehnt ist von denselben Autoren: (1987). Die Literatur zur Relevanztheorie bzw. deren Applikation auf ganz unterschiedliche sprachliche Phänomene hat inzwischen ein beeindruckendes Ausmaß angenommen; vgl. Yus (2004). Zu einer ›orthodoxen‹ Applikation der Theorie auf literarische Phänomene wie Metapher, Literarizität, Versmaß und Emotionen vgl. Pilkington (2000), dessen Buch breit diskutiert wurde; vgl. Forceville (2001), MacKenzie (2002a), Yus (2002). Pilkingtons Darstellung ist aus der Perspektive des Literaturwissenschaftlers. Fabb (1997) dagegen beschreibt literarische Phänomene wie Metrik und Erzählen aus der Perspektive einer Linguistik, die sich ohne orthodox zu werden an der Relevanztheorie orientiert. – MacKenzie (2002b) setzt sich eingehend mit Paul de Mans Texten auseinander. Die Relevanztheorie, so MacKenzie, zweifele zwar ebenfalls daran, daß die sprachlichen Zeichen die Bedeutung des Gesagten oder Geschriebenen festlegen können, aber sie könne plausibel zeigen, warum Kommunikation und auch literarische Kommunikation dennoch ganz gut funktionieren. Richards (1985) sehr frühe Anwendung der Relevanztheorie, verbunden mit einem Plädoyer für diesen Ansatz, ist dagegen unbeachtet geblieben – wohl nicht zuletzt deshalb, weil sie als Kontexte für ihre analysierten Äußerungen sehr mechanisch immer erst den Text und dann das Gesamtwerk des Autors heranzieht, womit sie gegen den Grundgedanken des Ansatzes verstößt.

<sup>92</sup> Vgl. Blakemore (1995).

<sup>93</sup> Sperber/Wilson (1995: 125).

Aufwand, der notwendig ist, um eine Information zu verarbeiten. Er ist zentral, weil er ein wichtiges Problem löst, nämlich zu begründen, warum von allen möglichen Kontextinformationen gerade einige wenige für das Verständnis einer Äußerung relevant sind. Ein geringer Aufwand gepaart mit einem hohen Kontexteffekt beschreibt, mit welchem Ziel Selektion vorgenommen wird. Ohne Zweifel hat dieses Konzept seine Plausibilität, die auch durch umgangssprachliche Formulierungen wie »es ist *nabeliegend*, daß dies gemeint ist« gestützt wird. Für den Fall historischer Untersuchungen aber ist dieser Aufwand nicht mehr zugänglich und kann weder introspektiv noch empirisch ermittelt werden. Trotz dieses prinzipiellen Einwands spricht einiges dafür, daß auch eine historische Textwissenschaft sich dieses Konzepts bedient, da sich lediglich auf diese Weise – ähnlich wie im Falle des Kooperationsprinzips – Kommunikation ohne bereits existierenden Code plausibel erklären läßt; eben diese Form von Kommunikation findet sich aber besonders häufig in literarischen Texten.<sup>94</sup> Eine Lösung könnte darin bestehen, daß man den Begriff des Verarbeitungsaufwands auf den Modell-Leser bezieht. Er wird dadurch immer noch nicht meßbar, aber es werden so Argumentationen der folgenden Form ermöglicht: Der Autor konnte davon ausgehen, daß sein intendierter Leser das Faktum x präsenter hat als ein Faktum y, z.B. weil es in dieser Zeit häufiger in der Tagespresse genannt wurde. Eine Äußerung mit dem Faktum x zu verbinden ist also für diesen Modell-Leser unaufwendiger als sie mit dem Faktum y zu verbinden. Relevanz kann in dieser Verwendungsweise also nur komparativ verwendet werden, und die Validität der entsprechenden Feststellung ist direkt abhängig von der Gültigkeit der historischen Forschung.

Eng verbunden mit dem Konzept der Relevanz ist etwas, das die Autoren mit dem Neologismus *manifestness* bezeichnet. Gebildet aus *manifest*, zu Deutsch soviel wie »offensichtlich«, bezeichnet der Begriff den Zustand von Informationen in der kognitiven Umgebung einer Person. Nicht nur Tatsa-

---

<sup>94</sup> Einige Zeit wurde so etwas als textspezifischer Code aufgefaßt, z.B. von Lotman oder Iser, was aber allen sonst gängigen Verwendungen von »Code« widerspricht, da ein Code ja ein Gruppe von Ersetzungsregeln ist, die immer vor der Kommunikation allen an der Kommunikation Beteiligten bekannt ist, was für die hier angesprochenen Zeichen im Text eben nicht gilt; für sie gibt es keinen vorher definierten Code, da es weder klare Ersetzungsregeln gibt, noch diese allen bekannt sind, sondern der Reiz besteht für den Leser ja gerade darin, die Zeichen mittels abduktiver Inferenzen zu identifizieren, ihnen eine vermutete Regel zuzuordnen und sie so zu verstehen. Die zugeordnete Regel wäre so etwas wie der Code des Textes, aber das ist nur ein Aspekt in der textspezifischen Zeichenbildung; vgl. dazu unten S. 76. Zur Definition von Code vgl. Watt/Watt (1996: 404). Zum textspezifischen Code vgl. Lotman (1972: 44ff.); Iser (1994: 98).

chen, sondern auch alle Annahmen sind manifest. Informationen sind manifest, wenn sie wahrnehmbar oder erschließbar sind. Die Besonderheit des Begriffs zu etablierten Begriffen wie ›Wissen‹ oder ›Annahmen‹ besteht darin, daß er skalierbar ist. Eine Information kann ganz schwach manifest sein oder eben so stark, daß sie Wissen wird.<sup>95</sup> Diese Skalierbarkeit von Informationen wird herangezogen, um eine Kommunikationswirkung zu beschreiben, die von Sperber/Wilson als *poetic effect* bezeichnet wird. Eine Äußerung kann eine ganze Reihe von Implikaturen auslösen, die aber alle nur schwach sind und an deren Ende kein Wissen steht, sondern nur eine Reihe von mehr oder weniger manifesten Informationen. Die Autoren diskutieren diesen Effekt an dem Beispielsatz (berichtet wird von einer Party) »Mary kam mit Peter, Joan mit Bob und Lily mit einem traurigen Lächeln auf dem Gesicht.«<sup>96</sup> Das Zeugma, die syntaktische Parallele und die semantische Divergenz legen auch eine inhaltliche Beziehung zwischen den drei Ereignissen nahe. Die Formulierung impliziert relativ stark, daß Lily alleine gekommen ist. Die ersten beiden Teilsätze thematisieren, welche Frau mit welchem Mann kam. Diese Themenstruktur ist also auch beim dritten Teilsatz anzunehmen. Wenn aber kein Begleiter genannt wird, dann kann man annehmen, der Begleiter wäre genannt worden, wenn es ihn gegeben hätte. Etwas schwächer wird impliziert, daß Lily traurig lächelt, weil sie alleine kommt. Die syntaktische Parallelbildung ist auffällig genug, um als intentional verstanden zu werden. Dann muß aber, aufgrund des Kooperationsprinzips, der Bruch im dritten Teilsatz mit dem in den ersten beiden Teilsätzen entwickelten Thema sozusagen heilbar sein, entweder indem ein alle drei Teilsätze umfassendes Thema gefunden wird, oder indem der dritte Teilsatz doch als weitere Verfolgung des Themas verstanden wird, das die beiden ersten angeschlagen haben. Eine entsprechende Suche im Weltwissen kann zum Ergebnis führen, daß viele Formen des Alleinseins unfreiwillig sind und unfreiwilliges Alleinsein traurig machen kann. Noch schwächer werden weitere schwach manifeste Informationen impliziert, z.B. daß Lily erst seit kurzem alleine ist oder eine Verbindung von Lilys Alleinkommen mit den ersten beiden Paaren.

Das Kooperationsprinzip erweist sich so als wichtiger Ausgangspunkt, die Bedeutungszuweisung zu Äußerungen als Folge von regelbasierten Schlußfolgerungen zu rekonstruieren. Ob diese Rekonstruktion auch wirk-

<sup>95</sup> Vgl. Sperber/Wilson (1995: 39ff.).

<sup>96</sup> Ebda. S. 222. Meine Analyse des Satzes weicht von der der Autoren etwas ab, da deren freizügige Annahme unterschiedlicher *processing efforts* vermieden werden kann.

lich den psychologischen Inferenzprozessen nahekommt, ist dabei weniger wichtig, da die Rekonstruktion in plausibler Weise der Bedeutung einschließlich der schwach manifesten Informationen entspricht, wie man sie aufgrund der eigenen kommunikativen Kompetenz bestimmen kann. Selbst wenn die Rekonstruktion also nicht die tatsächliche Informationsverarbeitung wiedergibt, so führt sie zumindest zu den gleichen Ergebnissen. Allerdings ist noch ungeklärt, in welcher Form sich dieses Prinzip auf größere Textstrukturen übertragen läßt. Die Implikaturen und Inferenzmechanismen, die in der linguistischen Pragmatik zumeist untersucht werden, wurden aufgrund von Einzelsätzen oder kurzen Dialogabschnitten ermittelt. Literaturwissenschaft ist vor allem an satzübergreifenden Bedeutungsstrukturen interessiert und stellt nicht selten die Frage nach der Bedeutung eines Textes oder einer größeren Texteinheit bzw. Einheit der fiktionalen Welt. Einige Ergebnisse der pragmatischen Forschung, z.B. das Kooperationsprinzip, lassen sich wohl auf diese weitausgreifenderen Strukturen übertragen, aber es ist noch ungeklärt, inwieweit nicht weitere Inferenzen durch Regeln ermöglicht werden, die für den gesamten Text oder die fiktionale Welt gültig sind. Dem soll im nächsten Kapitel am Beispiel der Diskussion um fiktionale Welten nachgegangen werden.

## 2.7 Narrative Konventionen

In einer narrativen Kommunikation ist stets eine ganze Reihe von Informationen zugänglich oder *manifest*, aber schon allein die schnell sehr große Menge möglicher Informationen verdeutlicht:<sup>97</sup> Sie sind nicht alle gleich relevant, denn dann wären sie auch gleich irrelevant. Die Informationen werden vielmehr als unterschiedlich manifest und relevant wahrgenommen, und auch die natürliche Begrenztheit der Informationsverarbeitungskapazitäten auf seiten des Produzenten spricht dafür. Was aber bedingt dieses Relevanzprofil, wie kann der Autor Informationen hervorheben und was läßt den Leser annehmen, einige Informationen seien wichtiger als andere? Zwei Momente scheinen hierbei eine besondere Rolle zu spielen. Zum einen ein gewisser epochen-, kultur- und auch genrespezifischer Vorrat an narrativen

---

<sup>97</sup> Man kann sich diese Zunahme leicht vor Augen führen, indem man die ebenso einfache wie schematische Regel aufstellt, jedes Wort des Textes stehe in einer Verbindung zu jedem anderen Wort, und mit dieser Regel anfängt den Text zu betrachten: Das erste Wort steht nur mit sich selbst in Beziehung, das zweite mit dem ersten, das dritte mit dem ersten und zweiten usw. Schon nach wenigen Worten hat man eine erhebliche Anzahl an Beziehungen vorliegen.

Üblichkeiten, zum anderen so etwas wie die Regeln, die die erzählte Welt bestimmen. Beide Momente zusammen lassen sich als narrative Konventionen<sup>98</sup> beschreiben. Narrative Konventionen lassen sich also binnendifferenzieren nach Konventionen des Erzählens und nach Konventionen der erzählten Welt. Abzugrenzen sind sie, soweit das möglich ist, von den Regelmäßigkeitsannahmen über die aktuelle Welt, die ebenfalls in der erzählten Welten vorausgesetzt sein können, z.B. dauern Schwangerschaften in den meisten Romanen neun Monate, und es wäre sinnlos, hier von einer narrativen Konvention zu sprechen, da diese Regel offensichtlich auch in nicht-narrativen Kontexten einschlägig ist. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Regelgruppen scheint zumindest in den letzten 300 Jahren deutschsprachiger Literatur sogar sprachlich durch Begriffe wie »romanhaft«,<sup>99</sup> »romantisch«<sup>100</sup> fixiert zu sein und wird ja auch häufig genug in literarischen Texten selbst thematisiert. Es soll also im folgenden der Begriff »narrative Konventionen« sowohl für die Regeln der Darstellung als auch für die Regeln der erzählten Welt gelten, zumindest für diejenigen, die von den Zeitgenossen selbst als typischer für die fiktionalen Welten als für die erlebte Realität angesehen wurden.

---

<sup>98</sup> Die bedeutendste allgemeine Studie zum Thema »Konvention« ist wohl immer noch Lewis (1975). Lewis beschreibt mit Rückgriff auf die Spieltheorie das Zustandekommen von Konventionen als Lösung eines Koordinationsproblems durch die Entscheidung für eine Verhaltensregularität, der jeder in der Gruppe folgt und die auch die Erwartung bestimmt, wie die anderen sich verhalten werden; vgl. Lewis' Definition S. 79. Literarische Konventionen haben nur selten einen so verpflichtenden Charakter. Die theoretische Forschung zum Thema literarische Konventionen ist allerdings noch recht begrenzt; vgl. den bereits erwähnten Forschungsüberblick bei Weninger (1994: 23-66). Die beste Arbeit zu Konventionen – in einem weiteren Sinne – in Erzähltexten ist immer noch die Monographie *Before Reading* von Peter J. Rabinowitz, der vier Gruppen von Konventionen für das europäische Erzählen im 19. und 20. Jahrhundert beschrieben hat und sehr plausibel für die analytische Wichtigkeit von Konventionen plädiert; vgl. Rabinowitz (1987). Die hier angesprochenen Konventionen haben eine geringere Reichweite als die sogenannten »Makrokonventionen«, die Siegfried J. Schmidt beschreibt, z.B. seine Polyvalenzkonvention; vgl. Schmidt (1989: 431), die eigentlich nicht mehr besagt, als daß es keine Norm gibt, literarische Texte in bestimmter Art und Weise zu verstehen, und deswegen auch keine eindeutigen Sanktionen. Sehr viel intensiver rezipiert als Rabinowitz wurde lange Zeit Jonathan Cullers Behandlung des Themas literarische Konventionen in Culler (1975), Kap. 6 und 7. Culler bereitet hier die Positionen vor allem der französischen Strukturalisten für das amerikanische Publikum auf.

<sup>99</sup> Vgl. Grimm Bd. 14 Sp. 1154.

<sup>100</sup> Bekanntlich wurde »romantisch« im 17. und 18. Jahrhundert im Sinne von »romanhaft« verwendet; vgl. die Belege in Grimm Bd. 14 Sp. 1155f.

Eine Konvention ist eine soziale Übereinkunft; diese »Definition« ist so landläufig, daß sie den Blick für die darin enthaltene und dem Phänomen durchaus angemessene Widersprüchlichkeit etwas verstellt. Konventionen sind sozial, d.h. sie haben überindividuelle Gültigkeit, und ihre Gültigkeit kann normalerweise durch einzelne individuelle Akte weder etabliert noch aufgehoben werden. Gleichzeitig beruhen Konventionen auf Übereinkunft, d.h. es sind Verabredungen, und die durch sie getroffene Regelung ist stets arbiträr und kontingent. Sie sind kontingent, aber kein Mitglied der sozialen Gruppe, in der die Konvention gültig ist, hat regulierenden Zugriff auf diese Kontingenz.<sup>101</sup> In dem hier verwendeten weiten Sinne umfaßt »Konvention« deutlich mehr, als mit dem Begriff »Norm« bezeichnet wird. Wird eine Norm verletzt, so ist mit negativen Sanktionen zu rechnen; ein solch enger Regelbegriff ist für die Beschreibung von literarischen Konventionen unbrauchbar, da diese heute häufig ohne negative Sanktionen verletzt werden können, wenn auch vielleicht nicht ohne Folgen, wie z.B. Unverständnis oder Langedeweile beim Rezipienten.<sup>102</sup> »Konvention« in dem hier verwendeten Sinne ist also näher an einem sehr abstrakten und sozialen Formbegriff, da damit eher Typisierungen und Strukturen bezeichnet sind, die den an der Kommunikation Beteiligten bekannt sind und somit die Informationsverarbeitung erleichtern oder steuern. Ermöglicht wird Kommunikation eben durch den Umstand, daß jeder der an der Kommunikation Beteiligten den anderen unterstellt, sie würden die Konventionen kennen und auch von ihm erwarten, daß er sie kennt. Soziale Kooperationen, deren Scheitern für die Beteiligten mit höheren Folgekosten verbunden sind, tendieren dazu, die Konventionen, die die Kommunikation regeln, so zu normieren, daß größere Eindeutigkeit besteht und Abweichungen sanktioniert werden, sei es nun die Befehlssprache beim Militär oder die Sprache von Gesetzestexten, aber Literatur ist offensichtlich nicht die einzige Sozialform, die sehr stark von solchen praktischen Zwängen entlastet ist, man denke nur an das Spielen mit Kindern oder das Herumblödeln mit Freunden, die auch von Konventionen in dem hier beschriebenen Sinne strukturiert sind.

<sup>101</sup> Vgl. dazu Rudi Kellers Erläuterungen der Phänomene der dritten Art, die nicht natürlich sind, sondern menschliche Artefakte, aber eben keine intendierten Ergebnisse menschlichen Handelns, sehr wohl aber Folgen intentionalen Tuns; vgl. Keller (1994: 87ff.)

<sup>102</sup> Die bekannte Studie »Norm und Abweichung« von Harald Fricke untersucht das Verhältnis von poetischer Sprachverwendung – diese ist nicht identisch mit Literatur – zur normalen, und nicht die Binnenregularitäten von Literatur; vgl. Fricke (1981), insbesondere die Explikationen S. 83, 87, 100.

In der Literaturwissenschaft sind vor allem zwei – miteinander verbundene – Problemkomplexe diskutiert worden. Zum einen wird, man muß in diesem Fall wohl wirklich sagen: seit altersher, die Frage diskutiert, welche Rolle Konventionen für die Literatur spielen. Mit der einflußreichen Geniekonzeption des Sturm und Drang wird im Gegensatz zur langen poetologischen Tradition der westlichen Literatur die Orientierung an bestehenden Regeln negiert. »Genie ist das Talent [...], welches der Kunst die Regel gibt.«<sup>103</sup> lautet die treffende Formel bei Kant. In der Wahrnehmung der Literatur führte dies zu einer bis heute gültigen Umstellung von einer Beobachtung des Anschlusses an die Tradition zu einer Beobachtung des Bruches mit der Tradition, der Neuschöpfung, der Originalität, kurzum der Innovation. Beide Beobachtungsweisen verfügen auch über Kategorien, das jeweilige Gegenstück zu erfassen, so wurde Innovation im ersten Modell unter anderem als Variation verrechnet, während der Anschluß an die Tradition im zweiten Modell etwa als Epigonalität wahrgenommen wird. Das zweite Modell hat ein wenig den Blick für die eminente Rolle getrübt, die Konventionen auch beim größten »Originalkunstwerk« spielen. Dennoch kann man von einem prinzipiellen fachlichen Konsens in diesem Punkte ausgehen; die Rolle von Diskursen und ihren Regeln, von literatursystemspezifischer Semantik oder schlicht von kulturhistorischem Wissen bei der Rekonstruktion von Bedeutung in einem literarischen Werk wird kaum ernsthaft in Frage gestellt. Wie oben schon festgestellt gibt es eher Differenzen bei der genaueren Modellierung des Verhältnisses von Einzeltext zu den einschlägigen Konventionen, da aufgrund althergebrachter Wertungshierarchien Abweichung oder Subversion besonders hoch veranschlagt werden, während die vielfältigen Formen des Gebrauchs von Konventionen deutlich weniger untersucht worden sind.

Keinen so breiten und eindeutigen Konsens gibt es gegenüber dem zweiten Problem, ob und wie fremde Konventionen, seien es nun die fremder Kulturen oder die der eigenen in früheren Zeiten, überhaupt erkennbar sind. Ist die Rekonstruktion nicht lediglich nur eine *Konstruktion*, basierend auf dem eigenen Wissen und den eigenen Vorannahmen? Es soll hier nicht leichtfertig eines der Hauptprobleme der gegenwärtigen Theorien historischen Erkennens übersprungen werden, aber für die weiteren Belange genügt eigentlich die folgende auf Popper zurückgehende Lösungsformel: Solange es keine gegenteiligen Informationen gibt, kann man davon ausgehen, daß die Konstruktion eine brauchbare Rekonstruktion darstellt.

---

<sup>103</sup> Kant (1992: 241).

Erwähnenswert ist noch ein weiterer, nach dem bereits Gesagten durchaus naheliegender Umstand: Die Konventionen können nicht in logisch scharf gefaßten Kategorien sortiert werden, sondern sie lassen sich eher mit den modernen Mitteln der Kognitionswissenschaft beschreiben, d.h. es handelt sich um Phänomene, die man als »Prototypen« oder mittels semantischer Netze beschreiben kann.<sup>104</sup> Im Gegensatz zu einer Beschreibung mittels semantischer Merkmale oder anderer Verfahren eindeutiger Kategorienbildung kennt eine Prototypensemantik auch skalierte Werte; bekanntestes Beispiel dafür ist seit den grundlegenden Forschungen von Eleanor Rosch der Begriff *Vogel*.<sup>105</sup> Es gibt Vögel, die als typische Vertreter der Art bezeichnet werden, z.B. Rotkehlchen, während andere, z.B. der Strauß, zwar ebenfalls als Vogel identifiziert werden, aber eben nicht als typischer bzw. deutlich weniger typisch. Bezogen auf Gattungen würde ein solches Instrumentarium wohl bestimmte Einzeltexte oder einfache Muster als Prototypen ermitteln können. Diese Modelle müßten sich weder logisch trennscharf von anderen Gattungen unterscheiden noch müßte ein Text alle Merkmale des Prototypen aufweisen, um dennoch als zugehörig beschrieben werden zu können.

Die wichtigste Gruppe der narrativen Konventionen dient der Steuerung der Aufmerksamkeit.<sup>106</sup> Durch sie wird signalisiert, daß ein Textelement besonders relevant ist. Sehr offensichtlich, wenn auch nicht sonderlich häufig ist der Fall, daß dies durch einen zuverlässigen Erzähler explizit mitgeteilt wird.<sup>107</sup> Einschlägiger wohl ist die Verwendung der Position eines Textelements, um es hervorzuheben: Anfang und Ende des Textes oder von Untereinheiten, z.B. Kapiteln sind besonders einschlägig.<sup>108</sup> Wird ein Roman mit dem Satz »Ich bin nicht Stiller.«<sup>109</sup> eröffnet, liegt die Vermutung nahe, daß diese Frage zentral für den weiteren Text sein wird. Die Romaneröffnung

<sup>104</sup> Vgl. dazu etwa den Überblick in Kapitel 5 Anderson (1996: 133-65). Mit einer ähnlichen Begründung plädiert Hempfer für die Anwendung von Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeit auf einen historisch verwendeten Gattungsbegriff; vgl. Hempfer (RLI. II: 651-55).

<sup>105</sup> Vgl. Rosch (1975). Zur Prototypensemantik vgl. auch Fußnote 11.

<sup>106</sup> Vgl. Rabinowitz (1987: 52ff.)

<sup>107</sup> Beispiele ebda. S. 54ff.

<sup>108</sup> Vgl. dazu die klassische Untersuchungen von Miller (1965) und Wolkerstorfer (1994). Wolkerstorfer, der von Jakobsons Kommunikationsmodell ausgeht, sieht die Funktion des Romananfangs in der Konstituierung der Erzählsituation, der narrativen Zielsetzung und der Vorstellung des Themas; der Romananfang würde das Bauprinzip des Textes vermitteln; vgl. ebda. S. 30f.

<sup>109</sup> Frisch (1982: 7).

»Flieger waren über der Stadt, unheilverkündende Vögel.«<sup>110</sup> signalisiert nur beiläufig ein bestimmtes *Setting*, viel wichtiger aber ist der Hinweis auf ein bestimmtes Erzählprinzip, die explizite Deutung der erzählten Welt durch Metaphern, und die Betonung dieses Erzählprinzips. Noch wichtiger als die ersten Sätze, die manchmal auch nur ein Vorspiel vor dem eigentlichen Einsetzen des Erzählens sind,<sup>111</sup> sind Titel und Mottos.<sup>112</sup> Neben solchen Positionsmarkern ist Wiederholung wohl das wichtigste Mittel. Eine einfache wörtliche Wiederholung ist allerdings so ungewöhnlich wie auffällig,<sup>113</sup> aber das literarische Verfahren der Leitmotivik beruht auf der wörtlichen oder nahezu wörtlichen Wiederholung. Häufiger noch handelt es aber sich um nicht-wörtliche Wiederholungen, die gar nicht auf den ersten Blick als Wiederholungen zu erkennen sind. Was in der Text- und Diskurslinguistik als Thema/Rhema Organisationseinheiten bezeichnet wird, läßt sich ebenfalls als mikroskopische Beschreibung der Aufmerksamkeitssteuerung verstehen. Das »Thema« ist in diesem Sinne ein Gegenstand oder Sachverhalt, über den in einem Text oder Textteil etwas gesagt wird, während man als »Rhema« das bezeichnet, was darüber gesagt wird.<sup>114</sup> Das Thema ist also unmittelbar gebunden an die sprachliche Form, nicht ein daraus ermitteltes Kondensat.<sup>115</sup> Aufmerksamkeit wird nicht nur durch Konventionen geleitet, sondern – ebenfalls geregelt – durch Abweichungen vom zu Erwartenden geweckt. Wird von den sprachlichen Regeln, den Konventionen der Gattung oder

<sup>110</sup> Koeppen (1990: 11).

<sup>111</sup> Vgl. Rabinowitz (1987: 63).

<sup>112</sup> Die wichtigste Arbeit zu all diesen paratextuellen Informationen – sie hat wohl auch diesen Begriff erst zu einem Fachwort gemacht – stammt von Genette (1989). Insbesondere Titel sind intensiver erforscht worden; vgl. die systematische Analyse des Titels, aber noch ohne Bezug auf die Arbeit von Genette, in Rothe (1986). Zum Motto vgl. Antonsen (1998). Antonsen, der bei den wenigen Äußerungen von Genette zum Motto anschließt, untersucht – auf der Grundlage des Kommunikationsmodells von Jakobson – die kommunikativen Funktionen von Mottos.

<sup>113</sup> Isotopien, Wiederholungen in Form semantischer Übereinstimmungen, sind von der Linguistik als Aspekte der Textkohärenz intensiv untersucht worden; vgl. Greimas 1971.

<sup>114</sup> Definitionen nach Hoffmann (1996: 600f.)

<sup>115</sup> Ebda. In den beiden Sätzen »Meister Hediger durfte sich aber sehen lassen in seinem wohlauferäumten Hinterstübchen. Er sah fast eher einem amerikanischen Squatter, als einem Schneider ähnlich;« (G. Keller: Das Fähnlein der sieben Aufrechten) ist »Meister Hediger« das Thema, das durch die anaphorische Verwendung von »Er« wiederaufgegriffen wird. Das Rhema ist im 2. Satz der gesamte Satzrest.

auch den Regeln, die ein Werk bislang etabliert hat, abgewichen, wird der Leser davon ausgehen, daß dies seine Aufmerksamkeit binden soll.<sup>116</sup>

Wie gesagt, nicht nur das Erzählen hat Konventionen, sondern auch die erzählte Welt ist durch Erzählkonventionen mitgeprägt. Der Begriff ›erzählte Welt‹, der bis jetzt eher metaphorisch verwendet wurde, kann für die weitere Diskussion durch die Unterschiede zwischen aktueller Welt<sup>117</sup> und fiktionaler Welt, die die Theorie der möglichen Welten herausgearbeitet hat, etwas präzisiert werden.<sup>118</sup>

Ausgangspunkt für die *possible worlds theory* ist Kripkes Weiterentwicklung der Modallogik in der Philosophie. Von dieser Ausgangslage hat sich die literaturtheoretische Diskussion inzwischen jedoch weitgehend gelöst. Doležel unterscheidet daher konsequenterweise auch zwischen den ›möglichen Welten‹ der formalen Logik und den ›fiktionalen Welten‹, die u.a. durch Lite-

<sup>116</sup> Unterscheidung nach Geoffrey N. Leech, der drei Ebenen der Abweichung differenziert; Primäre Abweichung: Abweichung von einer sprachlichen Norm, z.B. lexikalische Abweichung durch Wahl des ungewöhnlicheren Wortes; Sekundäre Abweichung: Abweichung von Normen der literarischen Gestaltung, wie sie durch den poetischen Kanon festgelegt sind, einschließlich der Normen des Autorwerks und der Gattung; Tertiäre Abweichung: Abweichung von den Regeln, die der Text selbst vorgibt, z.B. Bruch mit dem gewählten metrischen Muster; vgl. Leech (1985).

<sup>117</sup> ›Aktuale Welt‹ klingt ein wenig wie eine Verlegenheitsbezeichnung für Realität. Das ist richtig und falsch. Richtig daran ist, daß der Begriff einen Unterschied macht zwischen den möglichen Welten, deren konstituierende Regeln teilweise frei gesetzt werden können, und einer anderen Welt, deren Regeln nicht beliebig manipulierbar sind. Man hat diese Welt lange Zeit als ›Realität‹ bezeichnet, doch diese Bezeichnung ist mit guten Gründen etwas in Mißkredit geraten, da sie den Aspekt der Subjektunabhängigkeit und des Gegebenen und Unabänderlichen überbetont. Inzwischen sind die Mechanismen der gesellschaftlichen Konstruktion dieser Welt vor allem mittels sprachlichen Handelns eingehender untersucht worden. »Realität ist eine Fiktion« heißt diese Einsicht feuilletonistisch überspitzt formuliert. In dieser Überspitzung wird der Gedanke meines Erachtens aber unbrauchbar. Die Konstruktion von ›Realität‹ unterliegt anderen Einschränkungen und gehorcht anderen Anschlußgesetzen als das, was wir herkömmlich als ›Fiktion‹ bezeichnen. Nicht zuletzt ist die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit ein kollektiver Prozeß, dessen Freiheitsgrade auch von biologischen und physikalischen Gegebenheiten bestimmt werden. Gegenüber dem Begriff ›Realität‹ hat ›aktuale Welt‹ den Vorteil, durch die erkenntnistheoretischen Krisen und den linguistic turn hindurch gegangen zu sein, ohne die doch wesentliche Unterscheidung zu verabschieden.

<sup>118</sup> Die folgenden Ausführungen stützen sich im wesentlichen auf Lubomir Doležels Werk von 1998 *Heterocosmica*. Doležel gehört zu den wesentlichen Vertretern einer literarischen Semantik mit Bezug auf die Theorie der möglichen Welten. *Heterocosmica* stellt eine Summe seiner über zwanzigjährigen Forschung zu diesem Ansatz dar. Es integriert zahlreiche Einsichten und Problemlösungen etwa von Pavel (1986), Ronen (1994) oder von Ryan (1991).

ratur konstituiert werden. Dabei ist die Beziehung zwischen den beiden nicht ganz eindeutig. Einerseits sind die fiktionalen Welten ein Fall möglicher Welten, andererseits aber weisen sie Eigenschaften auf, die genau im Gegensatz zu denen der möglichen Welten stehen. Nach Doležel zeichnen sich fiktionale Welten durch sechs charakteristische Merkmale aus:

1. Fiktionale Welten bestehen aus einem Ensemble nichtaktueller möglicher Ereignisse und Zustände. Fiktionale Entitäten, seien es nun Räume oder Figuren, sind ontologisch etwas anderes als aktuelle Entitäten. Tolstois fiktionaler Napoleon hat zwar denselben Namen wie der aktuelle, aber er ist ontologisch etwas vollständig anderes. Sehr vehement geht Doležel gegen die Ansicht mimetischer Literaturtheorien vor, daß etwa in *Krieg und Frieden* eine Mischung von aktuellen und fiktiven Figuren vorliegt. Die ontologische Differenz sei u.a. daran festzumachen, daß es Autoren, den Schöpfern fiktionaler Welten, vollkommen frei steht, Träger historischer Namen in von den überlieferten Fakten abweichender Art und Weise zu schildern.

2. Die Menge fiktionaler Welten ist unbeschränkt und variiert maximal. »Unbeschränkt« sind fiktionale Welten, weil für sie die Gesetze und Regelmäßigkeiten der aktuellen Welt nicht gelten. Die Gesetze bzw. Regeln fiktionaler Welten sind nicht durch Wahrhaftigkeit, Realismus, Wahrscheinlichkeit eingeschränkt, sondern nur durch historisch wandelbare ästhetische Konventionen. Aber jede dieser fiktionalen Welten hat eine je eigene allgemeine Ordnung und jede Entität, die eintritt in diese Welt, unterliegt dieser Ordnung. Eine fiktionale Welt wird somit geradezu als eine kleine mögliche Welt definiert, die durch spezifische allgemeine Regeln geformt wird und eine endliche Anzahl von Individuen enthält, die zusammen existieren können.

3. Fiktionale Welten sind nur durch semiotische Kanäle zugänglich. Doležels literarische Semantik basiert auf der ontologischen Annahme, daß »aktual existieren« bedeutet, unabhängig von semiotischen Repräsentation zu existieren, während »fiktional existieren« heißt, als Mögliches existieren, das durch semiotische Mittel konstruiert wird. In eine fiktionale Welt treten zahlreiche Elemente, Kategorien und Makrostrukturen der aktuellen Welt ein: Fakten, Diskurselemente und -kennzeichen, Frames, Skripts usw.<sup>119</sup> Aber an der Weltgrenze, an der Grenze zwischen aktueller und fiktionaler Welt geschieht eine prinzipielle Verwandlung: Entitäten der aktuellen Welt werden in nicht-aktuale Mögliche umgewandelt, da fiktionale Welten ontologisch selbstständig sind. Für den Leser zugänglich sind sie aber nur durch die Rekonstruktion mittels des Textes.

<sup>119</sup> Zur Herkunft dieser Begriffe vgl. Tannen [1979] (1993: 14-21).

4. Die fiktionalen Welten der Literatur sind unvollständig. Die möglichen Welten der formalen Logik dagegen sind vollständig und vollständig bestimmte Strukturen. Die Unvollständigkeit fiktionaler Welten wurde in der Philosophie ausführlich unter dem Motto »Wie viele Kinder hat Lady Macbeth?« diskutiert.<sup>120</sup> Nur einer bestimmten Anzahl von Aussagen über Figuren in fiktionalen Welten kann ein Wahrheitswert zugeordnet werden, viele andere Aussagen sind unentscheidbar. Doležel schließt sich hier einem Standpunkt an, der besagt: Wir werden niemals wissen, wie viele Kinder Lady Macbeth in der Welt des Dramas *Macbeth* hat. Nicht, weil dies zu wissen, ein Wissen verlangen würde jenseits aller menschlichen Möglichkeiten, sondern weil es nichts dergleichen gibt, das man wissen könnte. Wenn man fiktionalen Entitäten ihre Unvollständigkeit abspricht, dann kommt das ihrer Behandlung als reale Entitäten gleich.

5. Die fiktionalen Welten der Literatur können in ihrer Makrostruktur heterogen sein. Diese Feststellung ist tatsächlich eine Einschränkung und Ergänzung von Punkt zwei. Dort wurden fiktionale Welten als mögliche Welten definiert, die durch spezifische allgemeine Regeln geformt werden. Tatsächlich können aber in einem Text mehrere heterogene Welten konstituiert werden, z.B. menschliche und göttliche Welt.

6. Die fiktionalen Welten der Literatur sind Konstrukte einer Textpoiesis. Alle fiktionalen Welten sind Produkte menschlicher Aktivität; die fiktionalen Welten der Literatur sind die Produkte von gestalteten Texten. Dieser Punkt ist also eine Ergänzung von Punkt drei – fiktionale Welten sind nur durch semiotische Kanäle zugänglich – und bildet – theoriebautechnisch gesprochen – die Brücke zu den Textwissenschaften.

Doležel entfaltet sein Projekt einer literarischen Semantik, indem er die Bedingungen für die Existenz und Struktur fiktionaler Welten erst an Ein-Personen-Welten, dann an multipersonalen Welten untersucht, um dann im zweiten und letzten Abschnitt seines Buchs der Frage nachzugehen, was man über fiktionale Welten wissen kann. Seine Antwort besteht in der Beschreibung zweier intensionaler Funktionen, die eine regelhafte Beziehung zwischen der Darstellung im Text, dem *discours*, und der fiktionalen Welt herstellen. Die erste Funktion, die Beglaubigung, erfaßt den Grad an Sicherheit, mit der etwas in der fiktionalen Welt der Fall ist. Es geht hier um die Frage, wie zuverlässig eine Aussage des Erzählers oder einer Figur ist und welche Abstufungen und Modalitäten es für einen fiktionalen Sachverhalt gibt.

---

<sup>120</sup> Vgl. dazu unten S. 210.

Die zweite Funktion, genannt Sättigung, beschreibt die Art und Weise, wie die Unvollständigkeit der fiktionalen Welt strukturiert ist. Der Begriff der ›Sättigung‹ bezieht sich auf die Füllung der Welt mit Entitäten und Ereignissen. Eine fiktionale Welt kann nie vollständig sein, aber sie kann unterschiedlich angereichert und gefüllt sein. Auch in diesem Fall geht es um die Beziehung zwischen der Textur – Doležels Begriff für *discours* – und der fiktionalen Welt. Nur dort, wo in der Textur Angaben zu finden sind, existiert etwas in der fiktionalen Welt – vorausgesetzt, die Bedingungen für die Beglaubigung sind eingehalten. Wo die Textur keine Angaben macht, sind Lücken in der fiktionalen Welt.

Weitaus wichtiger als die Leerstellen sind aber die nicht-explicit gegebenen Informationen in Texten, und das gilt besonders für literarische Texte. Die literarische Semantik geht davon aus, daß in der Textur Markierungen für implizite Bedeutungen existieren und daß implizite Bedeutung durch spezifizierbare Prozeduren ermittelt werden kann. Eine solche Markierung kann das Weglassen einer Information sein, die üblicherweise an dieser Stelle auftaucht, z.B. bei einer syntaktischen Ellipsis. Immer ist das Kriterium für das Vorhandensein einer impliziten Information das »wahrgenommene Fehlen« von etwas. Gerade umgekehrt können aber auch bestimmte Signale oder Hinweise im Text, insbesondere Andeutungen oder Anspielungen, als Markierungen für implizite Informationen dienen.

Doležels anspruchsvoller theoretischer Entwurf muß – nicht zuletzt im Lichte der vorangegangenen Diskussion – in einigen Punkten revidiert werden. Die wesentliche Differenz zu dem hier skizzierten Standpunkt besteht wohl darin, daß seine Theorie der fiktionalen Welten eine Ausarbeitung einer literarischen Semantik ist, der das Codemodell zugrunde liegt. Die dadurch entstehenden Probleme wurden oben bereits angesprochen. Eine Lösung dieser Probleme erscheint mir nur möglich, wenn man die Ansätze zu einer literarischen Pragmatik in der bereits angesprochenen Weise weiterentwickelt. Tatsächlich lassen sich einige der Annahmen Doležels noch plausibler im Kontext einer solchen Erweiterung reformulieren. So ist das Kriterium für das Vorhandensein impliziter Informationen ja nicht einfach das Fehlen einer Information, sondern ein Fehlen, das gleichzeitig das Fehlen markiert. Diese Markierung wird der Leser wiederum als intendiertes Signal verstehen, sich mit dem Fehlenden zu beschäftigen, weil Relevantes fehlt.

Die Auffassung, nur das, was im Text gegeben sei, existiere auch in der durch den Text erzeugten fiktionalen Welt, läßt sich wohl nur halten, wenn man ein sehr weites Verständnis davon hat, wann etwas als gegeben ange-

nommen werden kann. Das läßt sich sehr einfach an einem Beispiel demonstrieren:

Die graue Chaussee glitt flink unter den hohl und taktmäßig aufschlagenden Hufen von Lebrecht Krögers dicken Braunen aus Mecklenburg dahin, obgleich die Sonne brannte und der Staub die spärliche Aussicht verhüllte. (Buddenbrooks S. 116f.)

Der Text läßt sich über die »dicken Braunen« nicht weiter aus, und es ist im Text daher nichts gegeben, daß das »obgleich« zwischen den beiden Sätzen rechtfertigen würde. Erst wenn der Leser aus seinem Weltwissen ergänzt, daß Pferde bei großer Hitze und Staub normalerweise nur mit Mühen zügig weiterlaufen, ist der Gegensatz verständlich. Man könnte hier einwenden, daß doch mit dem Hinweis auf »Pferde« ein bestimmter Eintrag in der Enzyklopädie des Lesers<sup>121</sup> abgerufen wird. Aber was sagt denn dem Leser, daß er dieses Wissen über die aktuelle Welt hier, bei der Konstruktion einer fiktionalen Welt, abrufen soll und darf? Wahrscheinlich ist es einfach eine Regel der Kommunikationsökonomie, daß der Leser zu Recht davon ausgeht, er solle solche Informationen aus seinem Weltwissen beziehen. Müßte ein Text wirklich alle Informationen, die in seiner fiktionalen Welt gegeben sind, ausdrücklich mitführen, dann wäre jede Erzählung von einem umfangreichen Lexikon begleitet. Man könnte ein solches Prinzip der minimalen Abweichung vorläufig so formulieren: Solange nichts Gegenteiliges im Text explizit geäußert wird, kann sich der Leser zum Verständnis des Textes auf sein Weltwissen beziehen bzw. auf das Weltwissen, das dem auktorialen Publikum zu unterstellen ist.<sup>122</sup>

Textinformation und Wissen über die aktuelle Welt sind nicht die einzigen Quellen. Beginnt ein Text mit dem Satz »Zur Feldmaus sprach ein Spatz: Sieh dort den Adler sitzen!«<sup>123</sup>, so wird der Leser kaum sein Wissen über die Feldmaus applizieren, sondern dem Obertitel dieser Textreihe gemäß sein Wissen über die Konventionen der Fabel. Kann man dann »Weltwissen« vielleicht im obigen Definitionsvorschlag durch »Genrewissen« ersetzen? In der 7. Fabel Lessings fleht ein Mann, der 15 Jahre auf Reisen war, zu Gott, daß

<sup>121</sup> »Enzyklopädie« ist Ecos Sammelbegriff für verschiedene Wissensformen des Lesers; vgl. Eco [1977] (1990: 94). Die Bezeichnung ist gut, aber Ecos Explikation ist noch zu sehr einer präkognitionswissenschaftlichen Auffassung von menschlicher Informationsverarbeitung verpflichtet; im Falle des Wörterbuchs, das Teil der »Enzyklopädie« ist, dominiert etwa die Vorstellung, Worte würden aufgrund ihrer semantischen Merkmale verarbeitet. Hier soll Enzyklopädie ebenfalls als Sammelbegriff für die verschiedenen Wissensformen verwendet werden.

<sup>122</sup> Als »principle of minimal departure« m.W. erstmals diskutiert bei Ryan (1980).

<sup>123</sup> Lessing (1970: 197).

er bei seiner bevorstehenden Rückkehr seine Frau und seine beiden Kinder gesund antreffen werde: »So seufzt Faustin, und Gott erhört den Sünder. / Er kam und fand sein Haus in Überfluß und Ruh. Er fand sein Weib und seine beiden Kinder, / Und – Segen Gottes! – zwei dazu.«<sup>124</sup> Zum Verständnis dieser Pointe ist kein spezifisch literarisches Wissen notwendig, sondern nur Vertrautheit mit der Dauer menschlicher Fortpflanzung und mit den Wertvorstellungen einer im Idealfall monogamen Gesellschaft. Offensichtlich ist also sowohl Genrewissen als auch Weltwissen relevant, wenn auch im Zweifelsfall Genrewissen relevanter ist als das Weltwissen. Das Prinzip der minimalen Abweichung kann dann in einem zweiten Anlauf so formuliert werden: Solange nichts Gegenteiliges im Text explizit geäußert wird, kann sich der Leser zum Verständnis des Textes auf das Genrewissen und dann auf das Weltwissen beziehen, das er dem auktorialen Publikum unterstellt.

Wie brauchbar ist aber der Genrebegriff<sup>125</sup> an dieser Stelle? Zum einen kann aus den oben bereits angeführten Gründen aufgrund der Beschaffenheit der menschlichen Informationsverarbeitung eine klare und eindeutige Identifikation von Genres nur in Ausnahmefällen gelingen. Gravierender noch ist aber der Umstand, daß es typisierte fiktionale Welten gibt, die in mehreren Medien existieren, z.B. die Welt des *hardboiled detectives*.<sup>126</sup> Außerdem existieren mehrere fiktionale Universen,<sup>127</sup> die keineswegs an spezifische

<sup>124</sup> Lessing (1970: 200).

<sup>125</sup> »Genre« verstanden im Sinne Fricke als 1) eindeutig abgrenzbare literarische Textsorte, 2) in der Entstehungszeit eines Textes bereits etablierte Textsorte in der jeweiligen Nationalliteratur mit einem spezifischen Merkmalsset und entsprechenden Erwartungen beim zeitgenössischen Publikum, 3) durch etablierte Bezeichnungen oder ersatzweise andere etablierte Signale entsprechend markierte Textsorte; vgl. Fricke (1981: 133).

<sup>126</sup> Entstanden in den 1930er und 1940er Jahren in den USA mit den Romanen von Dashiell Hammett und Raymond Chandler, die bald verfilmt wurden – häufig mit Humphrey Bogart in der Hauptrolle.

<sup>127</sup> Der Unterschied zwischen der typisierten fiktionalen Welt und dem fiktionalen Universum besteht darin, daß mit ersterem eine Gruppe von fiktionalen Welten bezeichnet wird, die eine Reihe von gemeinsamen Kennzeichen aufweisen, aber nicht oder nicht notwendigerweise über ein gemeinsames Figurenensemble und eine gemeinsame Landkarte verfügen. Eben diese letztgenannten Merkmale zeichnen fiktionale Universen aus; typischerweise tauchen in den einzelnen Welten der Universen keineswegs immer dieselben Figuren auf, aber es gibt deutliche Überschneidungen der Ensembles, Bezugnahmen auf Ereignisse und Figuren der anderen Welten und gemeinsame Konventionen. Im Zeitalter moderner Medienverbundsysteme entstehen zahlreiche solche Universen, zu denen in narrativen Medien wie Fernsehserie, Film, Buch und Computerspiel sowie in nicht-narrativen Medien wie Spielzeug oder Plattencover beigetragen wird; vgl. Friedrich (1995). Insbesondere »Science Fiction in anderen Medienzusammenhängen« S. 396ff.

Textsorten gebunden sind, z.B. die griechische Mythologie, die Heiligenlegenden, die Bibelgeschichten, und zunehmend mehr in der Moderne, z.B. Faulkners Yoknapatawpha County oder das Star-Trek-Universum. Zu letzterem etwa ist in den verschiedensten Medien beigetragen worden: Spielfilm, Fernsehserie, Roman, Computerspiel. Neben dem Typus fiktionaler Welten, der an eine spezifische Textsorte gebunden ist, gibt es also den textsorten und medial ungebundenen Typus und das ebenso ungebundene Universum, bestehend aus mehreren überlappenden fiktionalen Welten. Man kann dann in einem letzten Anlauf das Prinzip der minimalen Abweichung so formulieren: Solange nichts Gegenteiliges im Text explizit geäußert wird, kann sich der Leser zum Verständnis des Textes auf das Wissen über Genres, über einen Typus fiktionaler Welten oder über eine spezifische fiktionale Welt beziehen und außerdem auf das Weltwissen, das dem auktorialen Publikum zu unterstellen ist.<sup>128</sup>

Konfrontiert man dieses Prinzip der minimalen Abweichung nun mit Doležels Sättigungsfunktion ergibt sich ein wesentliches Problem: Wieviel des externen Wissens, sei es nun genrespezifisch, spezifisch für fiktionale Welten oder allgemeines Weltwissen, geht ein in die durch den Text geschaffene fiktionale Welt? Wird durch die Nennung der »Braunen« im oben angeführten Satz gleichsam der gesamte Enzyklopädieeintrag »Pferd« in die fiktionale Welt importiert? Kann dann nicht jede fehlende Information in einem Text aufgrund von historischem Wissen und dem Wissen über die Regeln der Textwelt zumindest plausibel ergänzt werden? Auf die berühmte Frage nach der Anzahl von Lady Macbeths Kindern bezogen hieße das: Man kann Angaben über die Anzahl der Kinder in Fürstenthäusern sammeln und – da der Text ja nicht ausdrücklich sagt, daß sie unfruchtbar ist – ihr diesen Durchschnitt unterstellen und zumindest davon ausgehen, daß sie wohl Mut-

---

<sup>128</sup> Kendall Walton führt in seiner Kritik eine Reihe von Inferenzen an, die sich nicht durch den Bezug auf Weltwissen erklären ließen, z.B. der Umstand, daß schon Kinder in unserer Kultur eine Frau mit Mantel, langer Nase und Besen als Hexe erkennen würden. Er zieht daraus die Schlußfolgerung: »There is no particular reason why anyone's beliefs about the real world should come into play. As far as implications are concerned, simple conventions to the effect that whenever such and such is fictional, so and so is as well, serve nicely« (166). Seine These besteht aus den Annahmen, es gäbe einen Bereich des Wissens, (a) der nur für die Erschaffung fiktionaler Welten verwendet wird und (b) auf den allein bei der Erschaffung fiktionaler Welten zurückgegriffen wird. Offensichtlich ist die Annahme a) zutreffend, deshalb auch der Hinweis auf die Gattungszyklopädie, aber die Annahme b) ist ebenso offensichtlich sehr unökonomisch. Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß es einen eigenen Eintrag »Pferd« in der Fiktionszyklopädie gibt, der weitgehend deckungsgleich mit dem Eintrag in der Weltzyklopädie ist. Vgl. Walton (1990).

ter ist. Die Intuition als Normalleser sagt einem aber, daß so eine Vorgehensweise ausgesprochen unsinnig ist. Diese Intuition betrifft nicht die prinzipielle Gültigkeit des Prinzips der minimalen Abweichung, sondern nur dessen blinde Anwendung. Man könnte diese Intuition vielleicht so formulieren: Die Anzahl der Kinder ist unwichtig, weil es doch darum in dem Text gar nicht geht. Mit dem oben dargestellten Instrumentarium kann man das so reformulieren: Der Text enthält keine direkte Aussage mit der Antwort für diese Frage, und es gibt auch keine Hinweise im Text, die es dem Leser/Zuschauer erlauben, eine Antwort auf diese Frage zu finden – das hat bereits Doležel als Kriterium genannt. Vor allem aber enthält der Text keine Signale, daß der Leser/Zuschauer sich über diese Frage überhaupt Gedanken machen soll und daß sie in irgendeiner Weise für das, was der Text kommuniziert, relevant ist.

Die Frage nach der Anzahl von Lady Macbeths Kindern ist also wohl wirklich nicht sinnvoll, aber weniger weil die Ontologie der fiktionalen Welt an dieser Stelle ein Loch hat, sondern weil es ein Kennzeichen fiktionaler Kommunikation ist, bestimmte Informationen als relevanter als andere zu markieren und sehr viele Informationen als irrelevant auszuschließen. Damit zeigt sich eine wesentliche Einschränkung der Sprechweise von »fiktionalen« oder »narrativen Welten«. Es ist der Vorteil dieser Sprechweise, den Blick auf das oder die Regelsysteme zu lenken, die in fiktionalen Texten Inferenzen überhaupt erst möglich machen. Man kann aber diese Sprechweise nicht so wörtlich nehmen, daß man tatsächlich von ontologisch selbständigen Welten spricht, da diese nicht nur von der Textpoiesis abhängig sind, sondern ebenso von der jeweiligen Situation, in der die Texte kommuniziert werden.

Die Abhängigkeit der fiktionalen Welten von der Kommunikationssituation ist auch daran ersichtlich, daß deren Heterogenität nicht nur auf – wie Doležels Beispiele nahelegen – zwei oder mehrere parallel existierende fiktionale Welten zurückzuführen ist, sondern daß auch schon die Konstruktionsprinzipien einer fiktionalen Welt offen durchbrochen werden, um Kommunikationsziele besser zu erreichen. Selbst im Fall von mimetisch wirkenden Texten sind die Regeln der fiktionalen Welt ja bekanntlich nicht einfach identisch mit den Regeln der realen Welt.<sup>129</sup> Dies mag an einem Beispiel, das ich von Kendall Walton übernehme,<sup>130</sup> demonstriert sein. In Leonardo da

---

<sup>129</sup> Dies stimmt auch bei Umformulierung des Realitätsbegriffs in konstruktivistischer Manier: Die Konstruktionsweise dessen, was als reale Welt wahrgenommen wird, muß große Ähnlichkeiten mit der durch den Text konstruierten fiktionalen Welt aufweisen.

<sup>130</sup> Vgl. Walton (1990: 179ff). Walton verfolgt jedoch die Implikationen dieses Regelbruchs nicht weit genug.

Vincis Abendmahl werden die Figuren an einem Tisch gezeigt, an dem sie offensichtlich ein Essen einnehmen. Trotz der biblischen Herkunft des Stoffes ist die gesamte Darstellung weitgehend, d.h. in Fragen der räumlichen Perspektive, der Kleidung, der Gegenstände, die auf dem Tisch liegen, und der Gestik und Mimik der Figuren von einem mimetischen Darstellungsgestus geprägt. Anders formuliert, die Regeln, die die Gestaltung des Bildes prägen, sind offensichtlich so geformt, daß sie beim zeitgenössischen Zuschauer keinen Konflikt mit dessen Regeln der Wirklichkeitskonstitution erzeugen sollen. Mit einer wesentlichen Ausnahme: der Anordnung der Figuren um den Tisch. Alle sitzen auf der einen Seite des Tisches. Nun könnte man natürlich sagen, daß in der fiktionalen Welt des Bildes beim Essen eben alle auf der einen Seite des Tisches sitzen, aber das ist doch sehr unwahrscheinlich.

Ein anderes, literaturnäheres Beispiel kann den Punkt noch verdeutlichen: In realistischen Romanen des 19. Jahrhunderts, die ihre mimetischen Qualitäten so aufwendig inszenieren, gibt es doch immer eine Figur im Text, die über die unwahrscheinlichsten Fähigkeiten verfügt. Sie kann ins Innere nicht nur von einem, sondern von mehreren Menschen blicken und deren Gefühle sogar noch formulieren, wenn sie ihnen selbst kaum zugänglich sind. Diese Figur, der Erzähler, ist ein offensichtlicher Bruch mit den sonstigen Regeln, die die fiktionale Welt des realistischen Romans konstituieren.

Die Figuren im Abendmahl sind, so darf man vermuten, auf der einen Seite des Tisches angeordnet, damit der Betrachter sie alle von vorne sehen kann. Der Erzähler des realistischen Romans verfügt über die Fähigkeit der multiplen Introspektion, weil die so vermittelten psychischen Vorgänge als wesentlicher Bestandteil des zu Sagenden aufgefaßt werden. In beiden Fällen geschieht die Verletzung der Regeln der jeweiligen fiktionalen Welt ganz offensichtlich aus Gründen der kommunikativen Absicht. Eine adäquate Rekonstruktion von narrativen Welten kann also gar nicht umhin, nicht nur deren Regeln und auch eventuell Inkonsistenzen aufzuzeigen, sondern muß diese auf die jeweilige literarische Kommunikation beziehen.

Fruchtbarer noch wird – trotz aller Kritik – das Ausgehen vom Modell fiktionaler Welten, wenn man es als eine in philosophischer Tradition stehende Formulierung dessen ansieht, was die neueren Kognitionswissenschaften als mentale Modelle bzw. Repräsentation oder als Textwelten bezeichnen.<sup>131</sup> Insbesondere die Struktur des allgemeinen Wissens, der »Enzyklopä-

---

<sup>131</sup> Einen Überblick über die einschlägige kognitionswissenschaftliche Forschung bereits zusammengestellt unter narratologischen Gesichtspunkten findet man in zwei herausra-

die, das beim Lesen eine wesentliche Rolle spielt, läßt sich mit dieser Begrifflichkeit genauer fassen und das Zusammenwirken spezifischer Wissensformen in Inferenzprozessen kann somit beschrieben werden.

## 2.8 Geregelte Suche

Nicht nur Codes, sondern auch Konventionen, regelhafte Zusammenhänge strukturieren die Kommunikation. Sehr unterschiedliche Wissensformen werden zum Verständnis einer literarischen Äußerung abgefragt. In dem oben zitierten Satz aus den *Buddenbrooks* wird z.B. der Gegensatz, den das Wort »obgleich« bezeichnet, erst verständlich, wenn man aus der lebensweltlichen Enzyklopädie des Lesers das Wissen bezieht, daß Pferde bei Hitze und Staub leicht ermüden. Soweit scheint dies alles ein recht einfacher Sachverhalt zu sein. Tatsächlich aber hat sich diese Zusammenfassung über den wirklich prekären Punkt hinweggemogelt: Woher weiß der Leser, welche Regel, welches Wissen an dieser Stelle einschlägig ist? Der Text selbst transportiert diese Information ja offensichtlich nicht mit. Werfen wir noch einmal einen genaueren Blick auf den erwähnten Satz:<sup>132</sup>

Die graue Chaussee glitt flink unter den hohl und taktmäßig aufschlagenden Hufen von Lebrecht Krögers dicken Braunen aus Mecklenburg dahin, obgleich die Sonne brannte und der Staub die spärliche Aussicht verhüllte. (Buddenbrooks S. 116f.)

Das »obgleich« signalisiert einen Gegensatz, doch worin besteht der Gegensatz tatsächlich? Genauer gefragt: Woher weiß der Leser, worin der Gegensatz besteht? Um die Diskussion einfach zu halten, will ich hier nur die zweite Hälfte des Satzes betrachten, nachdem die eine Seite eines Gegensatzes mit dem »flink« und der Regelmäßigkeit des Hufschlags umrissen wurde und nun die andere Seite zu benennen ist. »die Sonne brannte« informiert über den hier relevanten Aspekt von »Sonne: es ist sehr heiß. Problematischer

---

genden neueren Arbeiten: Schneider (2000) und Emmott (1997). Emmott diskutiert unter Berufung auf Arbeiten von Werth, Gerrig und Duchan bereits die Beziehung zwischen den kognitionswissenschaftlichen und den philosophischen Konzepten, unterstellt aber irriger Weise den Vertretern der Theorie fiktionaler Welten, sie würden ihre Welten nur aufgrund traditioneller Logik »bevölkern«, während ihr Ansatz weitergeht: »The characters in them are not just names but people with human minds, relations to other characters and a physical connection with their environment.« ebda S. 56f. Diese überzogene Formulierung wird ihrem eigenen differenzierteren Vorgehen nicht gerecht, das sich in vielen Punkten mit der philosophischen Konzeption vereinbar zeigt.

<sup>132</sup> Auch bei diesem genaueren Blick bleiben die zusätzlichen Komplikationen, die durch die Wahrnehmungsinstant und die symbolische Verflechtung entstehen, unberücksichtigt.

aber ist der Rest. Welche Information ist hier eigentlich wichtig: die »spärliche Aussicht« oder der Umstand, daß selbst diese Aussicht noch verhüllt ist oder daß es staubig ist oder daß es sehr staubig ist, nämlich so staubig, daß der Staub hoch genug fliegt, um die Sicht zu verhüllen? Alle diese Auffassungen des letzten Teilsatzes ließen sich aufgrund der gegebenen Textinformationen begründen, aber nur die letzten beiden bilden zusammen mit der großen Hitze einen Gegensatz zu dem »flink«. Bei dieser Auswahl spielt das Wissen um die Art des Gegensatzes bereits eine Rolle: Die Pferde liefen flink, obwohl es heiß und staubig war, Umstände also, unter denen Pferde meistens nicht mehr so flink laufen. Aber wieder stellt sich die Frage: Woher wissen wir, daß es genau diese textexterne Information ist, die hier den Gegensatz organisiert? Die Antwort lautet wohl: Wir wissen es nicht, wir können nur mehr oder weniger plausible Vermutungen anstellen. Diese Vermutungen werden wiederum Grundlage für weitere Vermutungen und das solange, wie das daraus entstehende Verständnis des Textes konsistent bleibt. Die Annahme, der Gegensatz werde zwischen der schnellen und gleichmäßigen Bewegung der Tiere und den belastenden Umständen des Wetters gebildet, ist Grundlage für die Auswahl aus den verschiedenen Möglichkeiten, den letzten Teilsatz zu verstehen. Die Wahl zwischen den beiden Informationskernen »staubig« oder »sehr staubig, nämlich so staubig, daß der Staub hoch genug fliegt, um die Sicht zu verhüllen« beruht wiederum auf einem einfachen Ökonomiekriterium: Die zweite Auffassung erklärt mehr der gegebenen Informationen.

Der amerikanische Philosoph Charles Peirce hat vorgeschlagen, die Verwendung einer Regel in solch einem Zusammenhang als »Abduktion« zu bezeichnen und sie als drittes Schlußverfahren neben der Deduktion und der Induktion aufzufassen. Ein deduktiver Schluß schließt bekanntlich von der Regel (»Alle Menschen sind sterblich«) und dem Fall (»Sokrates ist Mensch«) auf das Ergebnis (»Sokrates ist sterblich«). Der induktive Schluß folgert von dem Fall und dem Ergebnis auf die Regel. Der abduktive Schluß folgert von einem Ergebnis und der Regel auf den Fall:<sup>133</sup>

<sup>133</sup> Vgl. z.B. Peirce (1985). In dieser frühen Schrift nennt Peirce dieses Schlußverfahren noch »Hypothese«, erst später »Abduktion«. Vgl. zur Rolle der Abduktion in der Zeichenverwendung Keller (1995) Kap. 11 »Schlußprozesse«. Laut Pohl (2002) ist es Forschungskonsens, daß Abduktion auch die zentrale Form der Schlußfolgerung für Inferenzen im Fall von sprachlicher Bedeutung darstellt. Peirces Konzept der Abduktion wird vor allem in der Wissenschaftstheorie, im Kontext des Problems einer Logik der Entdeckung diskutiert, da sie nach Peirce die einzige logische Operation ist, die neue Ideen einführt; vgl. dazu Danneberg (1988). Die allgemeinere Interpretation von Abduktion als Inferenz der besten Er-

- (1) Sokrates ist sterblich.  
(2) Alle Menschen sind sterblich.  
 (3) Sokrates ist ein Mensch.

Ein derartiger Schluß ist offensichtlich nicht zwingend; wenn »Sokrates« der Name eines Hundes ist, dann sind (1) und (2) ebenfalls wahr, aber (3) ist falsch. Der Schluß basiert also weitgehend auf Wahrscheinlichkeiten und ist Teil einer Heuristik, die nicht sicheres Wissen produziert, sondern im besten Fall begründete Annahmen.<sup>134</sup> Ein zweiter Umstand vergrößert die Unsicherheit: Im Falle der Verwendung von Zeichen ist (2), also die allgemeine Regel, nicht im Zeichen gegeben, sondern muß aufgrund von Weltwissen ermittelt werden. Gegeben ist nur (1), ein bestimmtes Faktum, und welche Regel nun herangezogen werden muß, um den unsicheren Schluß (3) zu ziehen, ist ebenfalls ganz dem Ratevermögen des Rezipienten überlassen. Zeichenverwendung ist also durch diese doppelte Unsicherheit geprägt: Es muß erraten werden, welche Regel anzuwenden ist, und der daraus zu ziehende Schluß ist keineswegs sicher.<sup>135</sup>

---

klärung ist neueren Datums. In der neueren Diskussion wird Abduktion häufig als eine Form der Deduktion aufgefaßt; dieser Auffassung liegt eine, gegenüber dem Peirceschen Konzept, weitere Vorstellung von Deduktion zugrunde. Außerdem wird dem Konzept der Abduktion vorgeworfen, daß der abduktive Schluß falsch sein kann, was aber ein semantisches Moment sei und der These von der syntaktischen Natur der Logik widersprechen würde (Bibel 1993: 187). Da es mir aber gerade um die Beschreibung der Fallibilität von Inferenzen geht und weniger um die Logik, scheint mir das Konzept für die Beschreibung von falliblen Schlußfolgerungen sehr brauchbar.

<sup>134</sup> Bekanntlich ist die übliche Aussagen- und Prädikatenlogik wenig geeignet, solche Inferenzen abzubilden, aber neuere Entwicklungen in der Logik-Forschung unter dem Stichwort »nicht-monotone« Logik versuchen, auch solche *common sense* Schlußfolgerungen abzubilden, also statt der Formulierung aus der klassischen Logik »wenn A, dann B« kann es in der nicht-monotonen Logik heißen »wenn A, dann normalerweise B«; vgl. den Abschnitt »Pragmatic reasoning« in Lascarides/Copstake/Briscoe (1996: 49ff) und Kap. 3 in Bibel 1993.

<sup>135</sup> Sperber/Wilson versuchen zumindest das Finden der Regel etwas »sicherer« zu machen, indem sie davon ausgehen, daß wir die Regel nach dem Relevanzprinzip finden; aber dies läßt sich in historischen Analysen eben nur schwer überzeugend nachweisen. Allerdings kann man das Relevanzprinzip durchaus bei zwei ansonsten gleichwertigen Vorschlägen, was als Regel heranzuziehen ist, verwenden; es begründet die alte hermeneutische Annahme, daß in solchen Fällen die Regel gültig ist, die der Autor in einer bestimmten Kommunikationssituation als bekannter vorausgesetzt haben wird. Das ist wohl wirklich so vage und fehleranfällig, wie es sich anhört. Vgl. Sperber/Wilson (1995).

Im Fall von Literatur verstärkt sich die Unsicherheit und Vagheit, weil es sich ja zumeist um sekundäre Zeichen handelt: Der materiale Text ist die Grundlage für die Erzeugung der narrativen Welt (erste Zeichenebene), deren Phänomene wiederum Zeichen sein können (zweite Zeichenebene). Wenn es z.B. von Hanno Buddenbrooks Mutter Gerda heißt, »in den Winkeln der nahe beieinanderliegenden braunen Augen lagerten bläuliche Schatten«, dann ist das zum einen die Beschreibung der Augen, zum anderen aber charakterisiert es sie als nervösen Typus. Die meisten interpretatorischen Bemühungen konzentrieren sich auf diese zweite Ebene. Neben den bereits genannten Unsicherheiten kommt hier noch eine neue hinzu: Nicht jedes erzählte Phänomen der erzählten Welt ist ein sekundäres Zeichen; im Gegenteil, wahrscheinlich sind die meisten Phänomene außer in einem sehr vagen Sinne kein sekundäres Zeichen bzw. Teil eines solchen.<sup>136</sup>

Die Frage, was ein Zeichen als Zeichen kenntlich macht, stellt sich besonders bei solchen sekundären Zeichen. Ein Objekt – »Objekt« sei hier in einem möglichst weitem Sinne aufgefaßt – ist in einem Kontext gegeben oder hat Eigenschaften, die die Vermutung nahelegen, daß es sich um ein Zeichen handelt. Solche *semiotischen Trigger* können ganz handfest sein. Ein Beispiel für das Erkennen von primären Zeichen: Wenn ich ein Buch in die Hand nehme und auf das gedruckte Papier blicke, dann läßt mich der Umstand, daß es sich um ein Buch handelt, bereits die Zeichen auf dem Papier erwarten – selbst wenn ich die Buchstaben selbst nicht lesen kann. Im Falle von sekundären Zeichen ist dies aber sehr viel unbestimmter. So kann die Reise einer Figur von einer Stadt in die nächste einfach nur die Handlung verlagern oder aber auch ein Zeichen für etwas anderes sein. Semiotischer Trigger könnte in solch einem Fall z.B. die Länge der Reisebeschreibung sein, da zur Handlungsverlagerung eigentlich schon die Angabe des Ortswechsels genügt.<sup>137</sup>

<sup>136</sup> Dafür spricht schon der Umstand, daß es für einen Autor kaum möglich ist, alle Aspekte von sprachlichen Zeichen (phonetische, syntaktische, konnotative, denotative, symbolische etc.) gleichzeitig vollkommen zu kontrollieren. »A writer who aims at the most precise semantic distinctions cannot simultaneously maintain full control over the text's rhythms; once you have decided to write a play in palindromes, you severely limit your opportunities for subtle gradations of tone.« Rabinowitz (1987: 51).

<sup>137</sup> In den mir bekannten Überblicksdarstellungen zur Semiotik wird das, was hier »semiotische Trigger« genannt wurde, nicht ausführlicher behandelt, da die Zeichenhaftigkeit des Zeichens zumeist als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Im Fall von Sprache oder Verkehrssignalen ist dies auch kein Problem; aber es gibt zahlreiche Zeichenprozesse, in denen auch dies erst einmal geklärt werden muß. Ist ein bestimmter physischer Befund wirklich ein Symptom für die Krankheit x – und nicht nur eine spontan auftretende Ver-

Dieses vermutete Zeichen setzt eine Suche nach einer plausiblen Zuordnung in Gang. In vielen Fällen mag die Suche durch den schnellen oder augenblicklichen Rückgriff auf eine Zuordnungsregel beendet sein. In einigen Fällen dauert sie so lange, daß man sie als eigenen Prozeß wahrnehmen kann. Über die genauen Mechanismen der Suche kann man nur spekulieren, aber es scheint doch so etwas wie Glückensbedingungen zu geben, die erfüllt sein müssen, damit die Suche als beendet angesehen und nicht einfach mit einem »das verstehe ich nicht« abgebrochen wird. Ökonomie der Erklärung – im Sinne des Relevanzprinzips – scheint eine solche Bedingung zu sein;<sup>138</sup> Rekurrenz solcher Zeichenbildungsverfahren im Text oder der Textsorte oder dem Typus fiktionaler Welt ist eine weitere.

»Abduktive Inferenz« soll also im folgenden ein Schlußverfahren zur Identifikation und Bedeutungszuweisung von Zeichen genannt werden. In einem ersten Schritt wird ein Phänomen als Zeichen identifiziert. Im zweiten Schritt wird eine Regel herangezogen, die zu dem Phänomen paßt. Und im dritten Schritt wird ein Schluß aus Phänomen und Regel gebildet. Die abduktive Inferenz ist an drei Stellen fallibel: Es kann etwas als Zeichen betrachtet werden, das gar keines ist. Die herangezogene Regel kann falsch sein oder zu weit bzw. zu eng formuliert. Der Schluß kann falsch sein. Angesichts dieser Unsicherheit möchte man sich darüber wundern, daß abduktive Inferenzen überhaupt verwendet werden. Andererseits sind sie ökonomisch, weil sie mit wenig Aufwand Kommunikation ermöglichen. Man kann außerdem für jeden Schritt zusätzliche Faktoren angeben, die einen Irrtum weniger wahrscheinlich machen: Einerseits sind das etablierte kulturelle Praktiken zur Identifikation von Zeichen, zu typischen Regelmäßigkeitsannahmen und zu

---

änderung? Ist ein bestimmtes Muster, das man in einem literarischen Text wahrnehmen kann, tatsächlich schon ein Zeichen, d.h. kann ich dem Muster plausibel eine Bedeutung zuschreiben? Ähnliche Probleme sind auch aus lebensweltlichen Kommunikationssituationen bekannt: Wenn z.B. ein Mann und eine Frau näheres Interesse aneinander haben, ohne dies vom anderen schon sicher zu wissen, und miteinander sprechen, dann werden sie jede Äußerung des anderen bei jedem Schritt in Richtung größere Vertrautheit prüfen, ob sie neben der literalen Bedeutung, auf die man sich zur Vermeidung von Gesichtsverlust immer zurückziehen kann, auf einer zweiten Ebene Zeichen für Ermunterung oder Absage enthält. Zu den Überblicksdarstellungen vgl. Nöth (2000) und Danesi/Perron (1999). Posner/Robering/Sebeok (1997).

<sup>138</sup> Diese Ökonomie der Erklärung, wie sie aus der Wissenschaftstheorie bekannt ist, kann sich auf das energetische Prinzip berufen, wie es die Relevanztheorie definiert: »a phenomenon is relevant to an individual to the extent that the effort required to process it optimally is small«. Siehe Sperber/Wilson [1986] (1995: 153).

häufigen Schlüssen, andererseits kann man sich auf das Relevanzkriterium im oben ausgeführten Sinne stützen.

## 2.9 Zusammenfassung

Die Bedeutung einer sprachlichen Äußerung wird nicht durch die verwendeten sprachlichen Zeichen alleine bestimmt; anders ausgedrückt: die sprachlichen Zeichen, die in einer Äußerung verwendet werden, reichen nicht hin, ihre Bedeutung zu bestimmen. Auch die Bedeutung literarischer Texte kann, so die leitende These dieses Kapitels, nur adäquat ermittelt werden, wenn deren Analyse um pragmatische Aspekte erweitert wird. Die linguistische Pragmatik<sup>139</sup> vertritt die Auffassung, daß die Bedeutung von sprachlichen Zeichen – und, so kann man für diese Untersuchung ergänzen, der darauf basierenden narrativen Welten – nur ermittelt werden kann, wenn die Kommunikationssituation und relevante Kontexte herangezogen werden, um die durch den Text nahegelegten Inferenzen zu rekonstruieren.

In den letzten dreißig Jahren wurden zunehmend pragmatische Elemente in die Literaturtheorie integriert. Diese Versuche sind allerdings durch zwei Einschränkungen gekennzeichnet. Zum einen hat man Faktoren wie Kommunikationssituation und -partner als Teil des Sozialsystems Literatur berücksichtigt, aber sie für die Analyse des Textes explizit ausgeschlossen. Gerade um die Relevanz pragmatischer Faktoren für das Textverständnis aber geht es in dem hier skizzierten Modell. Zum anderen wurden nur bestimmte Module der Pragmatik berücksichtigt, z.B. die Sprechakttheorie, die Deixis, die Kommunikationssituation. Es ist aber wohl notwendig, den Erzähltext als Bestandteil einer narrativen Kommunikation aufzufassen und die verschiedenen Aspekte – Kommunikationssituation, narrative Konventionen, narratives Kooperationsprinzip, Inferenzstrategien usw. – in ihrem jeweiligen Zusammenspiel zu untersuchen.

---

<sup>139</sup> Tatsächlich ist es ungeklärt, wie »linguistische Pragmatik« zu definieren ist; vgl. die sehr ausführliche Erörterung in Levinson [1983] (2000a: 6-38); geht man nach den Lehrbüchern, dann wird unter »Pragmatik« ein Bündel ganz verschieden gearteter Relationen zwischen einer sprachlichen Äußerung und Kontexten bzw. Voraussetzungen subsummiert, z.B. Deixis (Abhängigkeit der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke vom Sprecher), Konversationelle Implikaturen (Abhängigkeit der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke von prinzipiengeleiteten Inferenzen), Sprechakte usw. Zu den Lehrbüchern der Pragmatik vgl. z.B. Meibauer (1999) oder Mey (1993).

Eine solche literarische Pragmatik<sup>140</sup> wurde bislang im Bereich der Narratologie vor allem von der ›rhetorical narratology‹<sup>141</sup> angestrebt, die die narrativen Konventionen eingehender untersucht und deren differenzierte Publikumstypologie überzeugend ist und in das hier skizzierte Modell übernommen wurde. Die Analyse der Inferenzen wird vor allem durch einen Rückgriff auf die Griceschen Gründungsschriften für die Pragmatik und Peirces Abduktionsbegriff ermöglicht.

Aus der Vogelperspektive lassen sich in der narrativen Kommunikation drei interagierende Ebenen unterscheiden: der reale Autor und das reale Publikum, der Erzähler und der Modell-Leser (im Bedarfsfall kann und muß man zwischen Erzähler und impliziten Autor sowie zwischen auktorialen und narrativen Leser unterscheiden) sowie die Figuren. Wohlgermerkt: Es handelt sich hier um ein Modell, das von Literaturwissenschaftlern verwendet wird. Deshalb wird, selbst wenn man die Vogelperspektive verläßt, an

---

<sup>140</sup> Unter dem Stichwort ›literary pragmatics‹ wurde eine Reihe von Applikationen pragmatischer Theoriebausteine auf literarische Phänomene vorgelegt. Die Untersuchung von Mey, im wesentlichen eine Auseinandersetzung mit Fludernik 1993, ist aufgrund ihrer stark metaphorischen und sehr unscharfen Begriffsverwendung kaum brauchbar, was um so mehr überrascht als Mey eigentlich Linguist ist; vgl. Mey (1999). Petterssons sehr allgemeine Überlegungen münden in einer ebenso allgemeinen Definition von ›literary pragmatics‹: » The pragmatics of literary interpretation is the study of the relations between literature and context that are basic to an account of literary interpretation.« (51) Dem wird kaum jemand widersprechen. Wichtiger ist vielleicht sein Hinweis, daß die Übertragung von pragmatischen Konzepten auf Literatur darauf achten muß, nicht in die ›interactional fallacy‹ zu verfallen, da es keine Rückwirkung des Leserverständnisses auf den Text und nur sehr selten und sehr mittelbar auf den Autor gibt, auch sei die Redeweise von einer *intentio operis* abzulehnen, da Texte keine Intentionen hätten; vgl. Pettersson (1999: 49). Adams Anwendung von Sprechakttheorie und Äußerungsanalyse im situativen Kontext leidet daran, daß sie lediglich für die textinterne Kommunikation gedacht ist; sein Kommunikationsmodell schließt den realen Autor ebenso aus wie den realen Leser; vgl. Adams (1985: 10). Unplausibel ist auch seine generische Kritik an den Modellen des ›impliziten Lesers‹ (Iser) oder des ›Modellesers‹ (Eco) oder der ›authorial audience‹ (Rabinowitz), weil diese verschiedene Aspekte, nämlich Textstrukturen und Eigenschaften des realen Lesers, konfundieren würden, vielmehr besteht m.E. gerade darin die notwendige kognitionswissenschaftliche Erweiterung eines textlinguistischen Ansatzes; vgl. ebda. S. 37. Sell (1991); derselbe (2000). Lecerle orientiert sich nicht an der linguistischen Pragmatik, sondern faßt Literatur als ein spezifisches Sprachspiel auf; er vertritt die Ansicht, Interpretationen seien nicht beliebig vermehrbar und orientiert sich in seiner Begründung weitgehend an Ecos Position; vgl. Lecerle (1999) und Eco (1992).

<sup>141</sup> Hierzu sind neben dem schon öfter zitierten Buch von Peter Rabinowitz insbesondere die Arbeiten von Phelan – ebenso wie Rabinowitz ein Booth-Schüler – und Kearns (1999), zu zählen.

der Stelle von »realer Autor« nicht jemand aus Fleisch und Blut stehen, sondern eine Konstruktion, eine Kommunikationsinstanz, deren Funktion für und Verwendung durch die anderen Kommunikationsinstanzen Ziel der Rekonstruktionsarbeit des Beobachters ist. Der Autor als Zuschreibungsinstanz und als Verbindungsglied zum historischen und kulturellen Wissen hat dabei nur eine besonders hervorgehobene Rolle.

Als besonders folgenreich hat sich die Annahme erwiesen, daß Kommunikation nicht code-, sondern inferenzbasiert ist. Semantik im Sinne von kontextfreien regelhaften Zuordnungen wird dadurch nicht überflüssig, sondern ist stets ein wesentlicher Verarbeitungsschritt für die darauf gründenden Inferenzen. Diese Inferenzen wiederum basieren auf dem narrativen Kooperationsprinzip – interessant über ein Geschehen zu informieren und das so effektiv wie möglich zu tun –, dem Wissen um narrative Konventionen und dem Weltwissen. Narrative Konventionen organisieren sowohl die Form als auch das Geschehen in der erzählten Welt. Narrative Welten lassen sich als Sonderfall von fiktionalen Welten auffassen: Sie sind durch (möglicherweise heterogene) Regeln organisiert. Doch vor allem sind es kommunizierte Welten. Quelle der Konventionen sind das allgemeine Weltwissen des auktorialen Publikums sowie dessen Wissen über Regelmäßigkeiten in Genres, in Typen von fiktionalen Welten oder spezifischen fiktionalen Großwelten. Konventionen als Erwartungs-Erwartungen (Luhmann) sind typischerweise nicht logisch strukturiert, sondern lassen sich als Prototypen oder semantische Netze rekonstruieren. Welche Konventionen wann herangezogen werden, ist selbst wiederum regelgeleitet: In der narrativen Kommunikation sind stets mindestens zwei typisierte Kommunikationssituationen gleichzeitig wirksam, deren Gegebenheiten zusammen mit dem Prinzip der narrativen Kooperation eine Rekonstruktion entlang von regelgeleiteten Schlußfolgerungen ermöglichen. Allerdings handelt es sich bei diesen Schlußfolgerungen um Abduktionen, ein Schlußverfahren, das kein sicheres Wissen produziert, sondern eher wahrscheinliche Zuordnungen ermöglicht,<sup>142</sup> und das so vermittelte Wissen läßt sich im Anschluß an die Relevanztheorie von Sperber/Wilson als mehr oder weniger manifest beschreiben. Es ist ein besonderes Kennzeichen dieser Abduktion, daß die Regel bzw. Konvention, die für die Schlußfolgerung heranzuziehen ist, ebenfalls nicht feststeht, sondern erst

---

<sup>142</sup> »Wahrscheinlich« oder »probabilistisch« ist hier und im folgenden nie als Bezug auf eine absolute Größe der statistischen Wahrscheinlichkeit zu verstehen, sondern als Bezug auf eine Skala von mehr oder weniger wahrscheinlichen Sachverhalten, mit der Menschen auch ihr Alltagsverhalten weitgehend organisieren.

mehr oder weniger plausibel festgelegt werden muß.<sup>143</sup> Im Falle der narrativen Kommunikation sind solche Inferenzen sowohl auf der primären Zeichenebene zu rekonstruieren, die die Erzeugung der narrativen Welt aufgrund des Textes steuert, als auch auf der sekundären Zeichenebene, auf der Phänomene der narrativen Welt erst aufgrund von semiotischen Triggern als Zeichen identifiziert werden.

Der Hinweis auf die zahlreichen unsicheren Verfahren, die unscharfen Heuristiken und die Daumenregeln, die bei der narrativen Kommunikation und ihrer Rekonstruktion durch Literaturwissenschaftler zur Anwendung kommen, soll nicht ein Plädoyer für subjektive Beliebigkeit sein. Im Gegenteil: Die Einsicht darin, wo notwendigerweise Sprünge sind, z.B. vom Zeichen zur Regel, soll gerade dazu beitragen, an diesen Stellen die intersubjektive Kontrollierbarkeit zu erhöhen, indem jeder angehalten ist, seinen Vorschlag – der aus den genannten Gründen nicht logisch zwingend sein kann – durch historisches Material zu plausibilisieren. Es war nicht das Ziel der obigen Ausführungen, ein vollständiges Modell narrativer Kommunikation zu zeichnen, sondern es wurden lediglich einige Besonderheiten hervorgehoben, die für die weitere Analyse von Figuren in Erzähltexten wichtige theoretische Rahmenannahmen darstellen. Dabei soll nicht die tatsächliche, nur empirisch beobachtbare Verarbeitung von figurenbezogenen Informationen in narrativen Texten erfaßt werden, vielmehr ist es die wesentliche Funktion dieses Theorierahmens, die Figurenanalyse einer regel- und konventionsbezogenen historischen Rekonstruktion, letztendlich also einer analytischen Hermeneutik zugänglich zu machen.

---

<sup>143</sup> Zur Regelmäßigkeit literarischer Kommunikation vgl. jetzt Jannidis/Lauer/Martinez/Winko (2003).

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Cotton 1977  
Cotton, Jerry: *Die Venus und das Superding*. Bergisch Gladbach 1977. [Kurz: Jerry Cotton]
- Einstein 1995  
Einstein, Carl: *Bebuquin*. Hg. v. Erich Kleinschmidt. Stuttgart [1907/1912] 1995 . [Kurz: Bebuquin]
- Fortunatus 1990  
Fortunatus in: Jan-Dirk Müller (Hg.): *Romane des 15. und 16. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M. [1509] 1990: 383-585 . [Kurz: Fortunatus]
- Friedrich 1990  
Friedrich, Horst: *G-man Jerry Cotton. Internes Papier des Verlages Bastei-Lübbe*. ~ 1990.
- Frisch 1982  
Frisch, Max: *Stiller*. Frankfurt a.M. 1982.
- Goethe 1986  
Goethe, Johann Wolfgang: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Frankfurter Ausgabe Bd. I,14*. Frankfurt 1986.
- Hoffmann 1983  
Hoffmann, E.T.A.: Der Sandmann. In: E.T.A.H.: *Nachtstücke. Seltsame Leiden eines Theaterdirektors. Gesammelte Werke in Einzelausgaben*. Bd. 3. Berlin, Weimar 1983: 9-48. [Kurz: Sandmann]
- Koeppen 1990  
Koeppen, Wolfgang: Tauben im Gras. In: W.K.: *Gesammelte Werke*. Bd. 2. Frankfurt a.M. [1951] 1990: 11-219.
- Grimm 1999  
*Kinder- und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Vollständige Ausgabe auf der Grundlage der dritten Auflage (1837)*. Hg.v. Heinz Röhlcke. Darmstadt 1999. [Kurz: KHM]
- Lessing 1970  
Lessing, Gotthold Ephraim: *Gedichte, Fabeln, Lustspiele. Werke* Bd. 1. München 1970.
- Mann 1990  
Mann, Thomas: Der kleine Herr Friedemann. In: T.M.: *Erzählungen. Gesammelte Werke in 13 Bde*. Bd. 8. Frankfurt a.M. 1990: 77-105.
- Mann 1990  
Mann, Thomas: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Gesammelte Werke in 13 Bde*. Bd. 1. Frankfurt a.M. [1901] 1990. [Kurz: Buddenbrooks]

## Musil 1992

Musil, Robert: *Literarischer Nachlaß*. Hg. von Friedbert Aspetsberger, Karl Eibl und Adolf Frisé. Elektronische Edition auf CD-ROM. Reinbeck 1992.

## Murasaki 1995

Murasaki Shikibu: *Die Geschichte vom Prinzen Genji [Genji Monogatari]* Übersetzt v. H.E. Herlitschka nach der engl. Übertragung von Arthur Waley. Frankfurt a.M., Leipzig [Entstehung ca. 1004] 1995.

## Tieck 1964

Tieck, Ludwig: Der blonde Eckbert. In: L.T.: *Die Märchen aus dem Phantasia. Dramen. Werke Bd. II. Hg. v. Marianne Thalmann*. München [1796] 1964: 7-26. [Kurz: Der blonde Eckbert]

## Yuequing 1951

Cao Yuequing [Xüeqin]: *Der Traum der roten Kammer [Honglou Meng]*. Übersetzt v. F. Kuhn. Wiesbaden [1791] 1951.

## Sekundärliteratur

## Adams 1985

Adams, Jon K.: *Pragmatics and Fiction*. Amsterdam u.a. 1985.

## Adams 1991

Adams, Jon K.: Intention and Narrative. In: *Journal of Literary Semantics* 20 (1991), S. 63-77.

## Adler 1980

Adler, Günter: Identifikation und Distanzierung bei der Literaturrezeption. In: *Weimarer Beiträge* 26/2, 1980: 43-72.

## Alford 1988

Alford, Richard D.: *Naming and Identity. A Cross-Cultural Study of Personal Naming Practices*. New Haven Conn. 1988.

## Alter 1989

Alter, Robert: *The Pleasures of Reading*. New York 1989.

## Amossy 1984

Amossy, Ruth: Stereotypes and Representation in Fiction. In: *Poetics Today* 5/4, 1984: 689-700.

## Anderson 1996

Anderson, John R.: *Kognitive Psychologie*. Heidelberg u.a. 1996.

## Andringa 1984

Andringa, Els: Wandel der literarischen Identifikation. Eine experimentelle Untersuchung. In: *SPIEL* 3/1, 1984: 27-65.

## Antonsen 1998

Antonsen, Jan Erik: *Text-Inseln. Studien zum Motto in der deutschen Literatur vom 17. bis 20. Jahrhundert*. Würzburg 1998.

## Antos 2000

Antos, Gerd: Ansätze zur Erforschung der Textproduktion. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Bd. 1. Berlin 2000: 105-12.

## Aristoteles 1982

Aristoteles: *Poetik*. Hg.v. Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam 1982.

- Atran 2001  
Atran, Scott: Folk Biology. In: Wilson, Robert A./Keil, Frank C.: *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge Mass., London 2001: 317-318.
- Baker 2001  
Baker, Lynn Rudder: Folk Psychology. In: Wilson, Robert A./Keil, Frank C.: *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge Mass., London 2001: 319-320.
- Bal 1997  
Bal, Mieke: *Narratology. Introduction to the Theory of Narrative*. Toronto u.a. 1997.
- Bal 1998  
Bal, Mieke (Hg.): *The Practice of Cultural Analysis. Exposing Interdisciplinary Interpretation*. Stanford 1998.
- Baltzer 2000  
Baltzer, Ulrich: Vom Atem der Zeichen. Gewandelter Zeichengebrauch als Schlüssel zu einer Sozialgeschichte der Literatur. In: Huber, Martin/Lauer, Gerhard (Hg.): *Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie*. Tübingen: 2000: 79-92.
- Barsch 1997  
Barsch, Achim: Young People Reading Popular/Commercial Fiction. In: Steven Tötösy de Zepetnek/Sywenky, Irena (Hg.): *The Systemic and Empirical Approach to Literature and Culture as Theory and Application*. Edmonton, Siegen: University of Alberta/Universität Siegen 1997: 371-379.
- Barthes 1987  
Barthes, Roland: *S/Z*. Frankfurt a.M [1970] 1987.
- Barthes 1988  
Barthes, Roland: Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen. In: R.B. *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt a.M. [1966] 1988: 102-143.
- Barthes 1994  
Barthes, Roland: L'Effet de Réel. In: R.B.: *Œuvres complètes. 2. Bd. 1966-1973*. Paris [1968] 1994: 479-484.
- Barthes 2000  
Barthes, Roland: Der Tod des Autors. In: Fotis Jannidis u.a. (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart [1968] 2000: 185-193.
- Bayley 1962  
Bayley, John: *The Characters of Love. A Study in the Literature of Personality*. London 1962.
- Bayley 1974  
Bayley, John: Character and Consciousness. In: *New Literary History* 5/2, 1974: 225-235.
- Beilfuß 1987  
Beilfuß, Wilfried: *Der literarische Rezeptionsprozeß. Ein Modell*. Frankfurt am Main 1987.
- Bein 1999  
Bein, Thomas: Zum 'Autor' im mittelalterlichen Literaturbetrieb und im Diskurs der germanistischen Mediävistik. In: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen 1999: 303-320.

- Berendsen 1991  
Berendsen, Marjet: *Reading Character in Jane Austen's Emma*. Assen Maastricht 1991.
- Bersani 1976  
Bersani, Leo: *A Future for Astyanax. Character and Desire in Literature*. Boston 1976.
- Bibel 1993  
Bibel, Wolfgang: *Wissensrepräsentation und Inferenz. Eine grundlegende Einführung*. Braunschweig, Wiesbaden 1993.
- Bierwisch 1996  
Bierwisch, Manfred: Strukturelle Semantik. In: Ludger Hoffmann (Hg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin 1996: 657-671.
- Birus 1978  
Birus, Hendrik: *Poetische Namengebung*. Göttingen 1978.
- Birus 1987  
Birus, Hendrik: Vorschlag zu einer Typologie literarischer Namen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 67, 1987: 38-51.
- Bischof 1989  
Bischof, Norbert: *Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie*. München 1989.
- Bischof-Köhler (1988)  
Bischof-Köhler, Doris: Über den Zusammenhang von Empathie und der Fähigkeit, sich im Spiegel zu erkennen. In: *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 47/2/3, 1988: 147-159.
- Bischof-Köhler 1993  
Bischof-Köhler, Doris: *Spiegelbild und Empathie. Die Anfänge der sozialen Kognition*. Bern u.a. 1993.
- Blakemore 1995  
Blakemore, Diane: Relevance Theory. In: Verschueren, Jef/Östman, Jan-Ola/Blommaert, Jan (Hg.): *Handbook of Pragmatics*. Amsterdam u.a 1995: 443-452.
- Bonheim 1990  
Bonheim, Helmut: *Literary Systematics*. Cambridge 1990.
- Booth 1961  
Booth, Wayne C.: *The Rhetoric of Fiction*. Chicago, London 1961.
- Bourdieu 1993  
Bourdieu, Pierre: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt a.M. 1993.
- Bower/Morrow 1990  
Bower, Gordon H./Morrow, Daniel G.: Mental Models in Narrative Comprehension. In: *Science* 247, 1990: 44-48.
- Brasser 1999  
Brasser, Martin (Hg.): *Person. Philosophische Texte von der Antike bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1999.
- Bredin 1982  
Bredin, Hugh: The Displacement of Character in Narrative Theory. In: *British Journal of Aesthetics* 22/4, 1982: 291-300.

- Brinker 1997  
Brinker, Klaus: *Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Begriffe und Methoden*. Berlin 1997: 27ff.
- Brooke-Rose 1986  
Brooke-Rose, Christine: The Dissolution of Character in the Novel. In: Heller, Thomas/Sosna, Morton/Wellbery, David E. (Hg.): *Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality, and the Self in Western Thought*. Stanford 1986: 184-196.
- Brown/Levinson 1987  
Brown, Penelope/Levinson, Stephen C.: *Politeness. Some Universals in Language Use*. Cambridge [1978] 1987.
- Brunner/Moritz 1997  
Brunner, Horst/Moritz, Rainer (Hg.): *Literaturwissenschaftliches Lexikon. Grundbegriffe der Germanistik*. Berlin 1997.
- Bubitz 1999  
Bublitz, Wolfram: Introduction. Views of Coherence. In: W. B./Lenk, Uta/Ventola, Eija (Hg.): *Coherence in Spoken and Written Discourse: How to Create It and How to Describe It*. Amsterdam, Netherlands 1999: 1-7.
- Bühler 1982  
Bühler, Karl: *Sprachtheorie*. Stuttgart, New York [1934] 1982.
- Bürger 1977  
Bürger, Peter: Rezeptionsästhetik – Zwischenbilanz (III). Probleme der Rezeptionsforschung. In: *Poetica* 9, 1977: 446-471.
- Burke 1992  
Burke, Seán: *The Death and Return of the Author. Criticism and Subjectivity in Barthes, Foucault and Derrida*. Edinburgh 1992.
- Chase 1992  
Chase, Cynthia: Die witzige Metzgersfrau. Freud, Lacan und die Verwandlung von Widerstand in Theorie. In: Vinken, Barbara (Hg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt a.M. 1992: 97-129.
- Chatman 1972  
Chatman, Seymour: On the Formalist-Structuralist Theory of Character. In: *Journal of Literary Semantics* 1, 1972: 57-79.
- Chatman 1978  
Chatman, Seymour: *Story and Discourse. Narrative Structure in Fiction and Film*. Ithaca, London 1978.
- Chatman 1990  
Chatman, Seymour: *Coming to Terms. The Rhetoric of Narrative in Fiction and Film*. Ithaca, London 1990.
- Churchland 1981  
Churchland, Paul M.: Eliminative Materialism and the Propositional Attitude. In: *Journal of Philosophy* 78, 1981: 67-90.
- Cixous 1974  
Cixous, Hélène: The Character of ›Character‹. In: *New Literary History* 5/2, 1974: 383-402.
- Cohan 1990  
Cohan, Steven: Figures beyond the Text. A Theory of Readable Character in the Novel. In: Spilka, Mark/McCracken-Flesher, Caroline (Hg.): *Why the Novel Matters. A Postmodern Perplex*. Bloomington [1983] 1990: 113-136.

- Crittenden 1982  
Crittenden, Charles: Fictional Characters and Logical Completeness. In: *Poetics* 11, 1982: 331-344.
- Cruse 2000  
Cruse, Alan: *Meaning in Language. An Introduction to Semantics and Pragmatics*. Oxford u.a. 2000.
- Culler 1975  
Culler, Jonathan: *Structuralist Poetics. Structuralism, Linguistics and the Study of Literature*. Ithaca, New York 1975.
- Culpeper 1996  
Culpeper, Jonathan: Inferring Character from Texts. Attribution Theory and Foregrounding Theory. In: *Poetics* 23/5, 1996: 335-361.
- Culpeper 2001  
Culpeper, Jonathan: *Language and Characterisation in Plays and Texts*. London, New York 2001.
- Danneberg 1988  
Danneberg, Lutz: Peirces Abduktionskonzeption als Entdeckungslogik. In: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 70/3, 1988: 305-326.
- Danesi/Perron 1999  
Danesi, Marcel/Perron, Paul: *Analyzing Cultures. An Introduction and Handbook*. Bloomington and Indianapolis 1999.
- Davis 1987  
Davis, Lennard J.: Characters, Narrators, and Readers: Making Friends with Signs. In: L.J.D.: *Resisting Novels. Ideology and Fiction*. London 1987: 102-161.
- Davies 2000  
Davies, Bethan: Grice's Cooperative Principle. Getting the Meaning Across. In: *Leeds Working Papers in Linguistics and Phonetics* 8 (2000). Preprint: <<http://www.leeds.ac.uk/linguistics/research/WP2000/TOC.htm>> (gesehen am 15.8.2004)
- Davies/Stone 1995a  
Davies, Martin/Stone, Tony: Introduction. In: M.D. / T.S. (Hg.): *Folk Psychology. The Theory of Mind Debate*. Oxford 1995: 1-44.
- Davies/Stone 1995b  
Davies, Martin/Stone, Tony (Hg.): *Folk Psychology. The Theory of Mind Debate*. Oxford 1995.
- Davies/Stone 1995c  
Davies, Martin/Stone, Tony (Hg.): *Mental Simulation. Evaluations and Applications*. Oxford 1995.
- Davies/Stone 1998  
Davies, Martin/Stone, Tony: Folk Psychology and Mental Simulation. In: O'Hear, Anthony (Hg.): *Contemporary Issues in the Philosophy of Mind*. Cambridge u.a. 1998: 53-82.
- de Berg/Prangel 1997  
de Berg, Henk/Prangel, Matthias (Hg.): *Systemtheorie und Hermeneutik*. Tübingen, Basel 1997.
- de Peuter 1998  
de Peuter, Jennifer: The Dialogics of Narrative Identity. In: Bell, Micheael Mayerfeld/Gardiner, Michael: *Bakhtin and the Human Sciences. No Last Words*. London 1998: 30-48.

- Dennett 1992  
Dennett, Daniel C.: The Self as the Center of Narrative Gravity. In: Kessel, F./Cole P./Johnson, D. (Hg.): *Self and Consciousness: Multiple Perspectives*. Hillsdale, NJ 1992.
- Detering 1996  
Detering, Heinrich: Zum Verhältnis von ›Mythos‹, ›Mythischem Analogon‹ und ›Providenz‹ bei Clemens Lugowski. In: Martinez, Matias (Hg.): *Formaler Mythos. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen*. Paderborn 1996: 63-79.
- Docherty 1983  
Docherty, Thomas: *Reading (Absent) Character. Towards a Theory of Characterization in Fiction*. Oxford 1983.
- Doležel 1998  
Doležel, Lubomír: *Heterocosmica. Fiction and Possible Worlds*. Baltimore, MD 1998.
- Duchan/Bruder/Hewitt 1995  
Duchan, Judith/Bruder, Gail/Hewitt, Lynne E. (Hg.): *Deixis in Narrative. A Cognitive Science Perspective*. Hillsdale N.J. 1995.
- Eaton 1976  
Eaton, Marcia M. On Being a Character. In: *British Journal of Aesthetics* 16, 1976: 24-31.
- Eberlein 1994  
Eberlein, Gerald L.: Logik der Sozialwissenschaften – 150 Jahre nach J. St. Mills System of Logic. In: *Protosociology* 6, 1994: 229-240.
- Eco 1977  
Eco, Umberto: *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*. Frankfurt a.M. [1973] 1977.
- Eco 1984  
Eco, Umberto: Die praktische Anwendung der literarischen Person. In: U.E.: *Apo-kalyptiker und Integrierte. Zur kritischen Kritik der Massenkultur*. Frankfurt a.M. 1984.
- Eco 1990  
Eco, Umberto: *Lector in fabula*. München [1977] 1990.
- Eco 1992  
Eco, Umberto: *Die Grenzen der Interpretation*. München, Wien 1992.
- Ehlich 1987  
Ehlich, Konrad: Kooperation und sprachliches Handeln. In: Liedtke, Frank/Keller, Rudi (Hg.): *Kommunikation und Kooperation*. Tübingen 1987: 19-32.
- Eibl 1976  
Eibl, Karl: *Kritisch-rationale Literaturwissenschaft*. München 1976.
- Eibl 2004  
Eibl, Karl: *Animal Poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn 2004.
- Eisenberg 1999  
Eisenberg, Peter: *Grundriß der deutschen Grammatik*. Bd. 2. *Der Satz*. Stuttgart, Weimar 1999.
- Emmott 1997  
Emmott, Catherine: *Narrative Comprehension. A Discourse Perspective*. Oxford 1997.

- Enkvist 1991  
 Enkvist, Nils Erik: On the Interpretability of Texts in General and of Literary Texts in Particular. In: Roger D. Sell (Hg.): *Literary Pragmatics*. London u.a. 1991: 1-25.
- Ewen 1971  
 Ewen, Joseph: The Theory of Character in Narrative Fiction. In: *Hasifrut* 3, 1971: 1-30 [In Hebräisch. Englisch Abstract S. If.]
- Fabb 1997  
 Fabb, Nigel: *Linguistics and Literature*. Oxford 1997.
- Fanselow/Staudacher 1991  
 Fanselow, Gisbert/Staudacher, Peter: Wortsemantik. In: Stechow, Arnim von/Wunderlich, Dieter (Hg.): *Semantik. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung*. Berlin 1991: 53-70.
- Faßler 1997  
 Faßler, Manfred: *Was ist Kommunikation?* München 1997.
- Ferrara 1974  
 Ferrara, Fernando: Theory and Model for the Structural Analysis of Fiction. In: *New Literary History* 5/2, 1974: 245-268.
- Fieguth 1973  
 Fieguth, Rolf: Zur Rezeptionslenkung bei narrativen und dramatischen Texten. In: *Sprache im technischen Zeitalter* 47, 1973: 186-201.
- Fingerhut 1988  
 Fingerhut, Karl-Heinz: Sieben Thesen zur literaturdidaktischen Unterscheidung von Figur und Person. In: *Diskussion Deutsch* 104, 1988: 651-655.
- Figge 2000  
 Figge, Udo L.: Die kognitive Wende in der Textlinguistik. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Bd. 1. Berlin 2000: 96-104.
- Fishelov 1990  
 Fishelov, David: Types of Character, Characteristics of Types. In: *Style* 24/3, 1990: 422-439.
- Fludernik 1993  
 Fludernik, Monika: *The Fictions of Language and the Languages of Fiction. The Linguistic Representation of Speech and Consciousness*. London 1993.
- Fludernik 1996  
 Fludernik, Monika: *Towards a ›Natural‹ Narratology*. London 1996.
- Fokkema 1991  
 Fokkema, Aleid: *Postmodern Characters. A Study of Characterization in British and American Postmodern Fiction*. Amsterdam u.a. 1991.
- Foppa 1994  
 Foppa, Klaus: Wie muß man wissen, um sprechen (und verstehen) zu können? In: Kornadt, Hans-Joachim/Grabowski, Joachim/Mangold-Allwinn, Roland (Hg.): *Sprache und Kognition. Perspektiven moderner Sprachpsychologie*. Heidelberg u.a. 1994: 93-111.
- Forceville 2001  
 Forceville, Charles: Rezension von Adrian Pilkingtons *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective*. In: *Language and Literature* 10/4, 2001:374-377.
- Forster 1985  
 Forster, E.M.: *Aspects of the Novel*. San Diego u.a. [1927] 1985.

- Foucault 2000  
Foucault, Michel: Was ist ein Autor? In: Jannidis, Fotis u.a. (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart [1969] 2000: 198-229.
- Fowler 1977  
Fowler, Roger: *Linguistics and the Novel*. London 1977.
- Fricke 1981  
Fricke, Harald: *Norm und Abweichung*. München 1981.
- Fricke/Zymner 1993  
Fricke, Harald/Zymner, Rüdiger: *Einübung in die Literaturwissenschaft. Parodieren geht über studieren*. Paderborn 1993.
- Friedemann 1965  
Friedemann, Käte: *Die Rolle des Erzählers in der Epik*. Darmstadt [1910] 1965.
- Friedrich  
Friedrich, Hans-Edwin: *Science-Fiction in der deutschsprachigen Literatur. Ein Referat zur Forschung bis 1993*. Tübingen 1995.
- Frow 1986  
Frow, John: Spectacle Binding: On Character. In: *Poetics Today* 7/2, 1986: 227-250.
- Frye 1957  
Frye, Northrop: *Anatomy of Criticism*. Princeton 1957.
- Gardner 1989  
Gardner, Howard: *Dem Denken auf der Spur. Der Weg der Kognitionswissenschaft*. Stuttgart 1989.
- Gardner 2001  
Gardner, Sebastian: Psychoanalysis, Contemporary Views. In: Wilson, Robert A./Keil, Frank C.: *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge Mass., London 2001: 683-685.
- Garnham/Oakhill 1996  
Garnham, Alan/Oakhill, Jane: The Mental Models Theory of Language Comprehension. In: Britton, Bruce K./Graesser, Arthur C.: *Models of Understanding Text*. Mahwah N.J. 1996: 313-339.
- Garvey 1978  
Garvey, James: Characterization in Narrative. In: *Poetics* 7, 1978: 63-78.
- Gass 1988  
Gass, William H.: The Concept of Character in Fiction. In: Hoffman, Michael J. / Murphy, Patrick D. (Hg.): *Essentials of the Theory of Fiction*. Durham 1988: 268-276.
- Gelman 2001  
Rochel Gelman: Naive Mathematics. In: Wilson, Robert A./Keil, Frank C.: *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge Mass., London 2001: 575-577.
- Genette 1989  
Genette, Gérard: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*. Frankfurt a.M. 1989.
- Genette 1994  
Genette, Gérard: *Die Erzählung*. München 1994. (Dt. Übersetzung von Discours de récit, 1972, und Nouvelle Discours de récit, 1983).

- Gergen 1990  
Gergen, Kenneth J.: *Textual Considerations in the Scientific Construction of Human Character*. In: *Style* 24/3, 1990: 365-379.
- Gerrig/Allbritton 1990  
Gerrig, Richard/Allbritton, David W.: The Construction of Literary Character: A View from Cognitive Psychology. In: *Style* 24/3, 1990: 380-391.
- Gibbs 1994  
Gibbs, Raymond: *The Poetics of Mind. Figurative Thought, Language and Understanding*. Cambridge 1994.
- Gibson 1950  
Gibson, Walker: Authors, Speakers, and Mock Readers. In: Jane P. Tompkins (Hg.): *Reader-Response Criticism. From Formalism to Post-Structuralism*. Baltimore [1950] 1980: 1-6.
- Gillie 1967  
Gillie, Christopher: *Character in English Literature*. London 1967.
- Givón 1993  
Givón, Talmy: Coherence in Text, Coherence in Mind. In: *Pragmatics and Cognition* 1/2, 1993: 171-227.
- Glück 1993  
Glück, Helmut (Hg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart, Weimar 1993.
- Goffman 1994  
Goffman, Erving: *Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a.M. [1974] 1994.
- Goldman 1995  
Goldman, Alvin I.: Interpretation Psychologized. In: Davies, Martin/Stone, Tony (Hg.): *Folk Psychology. The Theory of Mind Debate*. Oxford 1995: 74-99.
- Gopnik 1993  
Gopnik, Alison: How We Know Our Minds. The Illusion of First-Person Knowledge of Intentionality. In: *Behavioral and Brain Sciences* 16, 1993: 1-14.
- Gopnik/Meltzoff 1994  
Gopnik, Alison / Meltzoff, Andrew: Minds, Bodies, and Persons. Young Children Understanding of the Self and Others as Reflected in Imitation and Theory of Mind Research. In: Parker, Sue Taylor/Mitchell, R.W./Boccia, M.L. (Hg.): *Self-Awareness in Animals and Humans. Developmental Perspectives*. New York 1994: 166-184.
- Gopnik/Meltzoff 1997  
Gopnik, Alison/Meltzoff, Andrew: *Words, Thoughts and Theories*. Cambridge, London 1997.
- Gordon 1995  
Gordon, Robert M.: Folk Psychology as Simulation. In: Davies, Martin/Stone, Tony (Hg.): *Folk Psychology. The Theory of Mind Debate*. Oxford 1995: 60-73.
- Gordon 2001  
Gordon, Robert M.: Simulation vs. Theory-Theory. In: Wilson, Robert A./Keil, Frank C.: *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge Mass., London 2001: 765-766.
- Gorman 1999  
Gorman, David: The Use and Abuse of Speech-Act Theory in Criticism. In: *Poetics Today* 20/1, 1999: 93-119.

- Grabes 1978  
Grabes, Herbert: Wie aus Sätzen Personen werden... Über die Erforschung literarischer Figuren. In: *Poetica* 10, 1978: 405-428.
- Graesser 1999  
Graesser, Arthur u.a.: Who knows what? Propagation of Knowledge among agents in a literary story world. In: *Poetics* 26, 1999: 143-178.
- Graesser 2001  
Graesser, Arthur u.a.: Who said What? Who knows What? Tracking Speakers and Knowledge in Narratives. In: van Peer, Willie/Chatman, Seymour (Hg.): *New Perspectives on Narrative Perspective*. New York 2001: 255-272.
- Greenwood 1991  
Greenwood, John D. (Hg.): *The Future of Folk Psychology. Intentionality and Cognitive Science*. New York u.a. 1991.
- Greimas 1971  
Greimas, Algirdas Julien: *Strukturelle Semantik. Methodologische Untersuchungen*. Braunschweig [1966] 1971.
- Greimas 1972  
Greimas, Algirdas Julien: Elemente einer narrativen Grammatik. In: Heinz Blumensath (Hg.): *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Köln 1972: 47-67.
- Greimas 1983  
Greimas, A. J.: Les Actants, les Acteurs et les Figures. In: A.J.G.: *Du Sens II. Essais sémiotiques*. Paris [1973] 1983: 49-66.
- Grice 1989  
Grice, Paul: *Studies in the Way of Words*. Cambridge Mass., London 1989.
- Groeben/Vorderer 1988  
Groeben, Norbert/Vorderer, Peter: *Leserpsychologie. Lesemotivation - Lektürewirkung*. Münster 1988.
- Grünbaum 1986  
Grünbaum, Adolf: Précis of The foundations of psychoanalysis. A philosophical critique. In: *Behavioral and Brain Sciences* 9, 1986: 217-284.
- Guntli 1981  
Guntli, Markus: *Elemente der Charakterisierung von Romanfiguren*. Zürich 1981 (Diss.).
- Hamburger 1987  
Hamburger, Käte: *Die Logik der Dichtung*. München [1957] 1987.
- Hamon 1977  
Hamon, Philippe: Pour un statut sémiologique du personnage. In: Roland Barthes u.a. (Hg.): *Poétique du récit*. Paris 1977: 115-180.
- Harvey 1965  
Harvey, William J.: *Character and the Novel*. London 1965.
- Hawthorn 1994  
Hawthorn, Jeremy: *Grundbegriffe moderner Literaturtheorie*. Tübingen, Basel 1994.
- Heier 1976  
Heier, Edmund: The Literary Portrait as a Device of Characterization. In: *Neophilologus* 60, 1976: 321-333.
- Hempfer 1973  
Hempfer, Klaus W.: *Gattungstheorie*. München 1973.

- Henrich 1979  
 Henrich, Dieter: ›Identität‹ – Begriffe, Probleme, Grenzen. In: Marquard, Odo/Stierle, Karlheinz (Hg.): *Identität*. München 1979: 133-186.
- Herman 2000  
 Herman, David: Existentialist Roots of Narrative Actants. In: *Studies in Twentieth-Century Literature* 24/2, 2000:257-269.
- Heydebrand/Winko 1996  
 Heydebrand, Renate von/Winko, Simone: *Einführung in die Wertung von Literatur*. Paderborn 1996.
- Hillis Miller 1981  
 Hillis Miller, Joseph: Character in the Novel: A ›Real Illusion‹. In: Samuel I. Mintz u.a. (Hg.): *From Smollett to James. Studies in the Novel and Other Essays Presented to Edgar Johnson*. Charlottesville 1981: 277-285.
- Hirschfeld 2001  
 Lawrence A. Hirschfeld: Naïve Sociology. In: Wilson, Robert A./Keil, Frank C.: *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge Mass., London 2001: 579-581.
- Hochman 1985  
 Hochman, Baruch: *Character in Literature*. Ithaca, London 1985.
- Hochman/Wachs 1990  
 Hochman, Baruch/Wachs, Ilja: Straw People, Hollow Men, and the Postmodernist Hall of Dissipating Mirrors: The Case of David Copperfield. In: *Style* 24/3, 1990: 392-407.
- Hoffmann 1996  
 Hoffmann, Ludger: Thema und Rhema. In: L.H. (Hg.): *Sprachwissenschaft. Ein Reader*. Berlin 1996: 598-612.
- Holland 1968  
 Holland, Norman N.: Character and Identification. In: N.H.: *The Dynamics of Literary Response*. New York 1968.
- Holub 1984  
 Holub, Robert C.: *Reception Theory. A Critical Introduction*. London, New York 1984.
- Hurst 1987  
 Hurst, Mary Jane: A Case-Grammar Study of *As I lay dying*. In: *Language and Style* 20/1, 1987: 71-87.
- Ibsch 1990  
 Ibsch, Elrud: The Cognitive Turn in Narratology. In: *Poetics Today* 11/2, 1990: 411-418.
- Ingarden 1972  
 Ingarden, Roman: *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen [1931] <sup>4</sup>1972.
- Ingarden 1974  
 Ingarden, Roman: Psychologism and Psychology. In: *New Literary History* 5/2, [1937] 1974: 213-223.
- Iseminger  
 Iseminger, Gary (Hg.): *Intention and Interpretation*. Philadelphia, 1992.
- Iser 1972  
 Iser, Wolfgang: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München 1972.

- Iser 1975  
Iser, Wolfgang: Die Appellstruktur der Texte. In: Rainer Warning (Hg.): *Rezeptionsästhetik*. München 1975: 228-252.
- Iser 1994  
Iser, Wolfgang: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*. München, [1976] 1994.
- Jacobs/Krause 1989  
Jacobs, Jürgen/Krause, Markus: *Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. München 1989.
- Jäger 1994  
Jäger, Georg: Systemtheorie und Literatur. Teil I. Der Systembegriff der Empirischen Literaturwissenschaft. In: *IASL* 19/1, 1994: 95-125.
- Jahn 1997  
Jahn, Manfred: Frames, Preferences and the Reading of Third-Person Narratives. Towards a Cognitive Narratology. In: *Poetics Today* 18/4, 1997: 441-468.
- Jahn 2003  
Jahn, Manfred. *Narratology. A Guide to the Theory of Narrative. Part III of Poems, Plays, and Prose: A Guide to the Theory of Literary Genres*. English Department, University of Cologne. 28.7.2003. Ver. 1.7. <<http://www.uni-koeln.de/~ame02/pppn.htm#N7>> (gesehen am 15.8.2004).
- Jahraus 1999  
Jahraus, Oliver: Systemtheorie und Hermeneutik. In: *literaturkritik.de* 5, Mai 1999 <[http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez\\_id=174](http://www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=174)> (gesehen am 15.8.2004).
- Jahraus/Schmidt 1998  
Jahraus, Oliver/Schmidt, Benjamin Marius: Systemtheorie und Literatur. Teil III. Modelle Systemtheoretischer Literaturwissenschaft in den 1990ern. In: *IASL* 23/1, 1998: 66-111.
- Jánoska-Bendl 1980  
Jánoska-Bendl, Judith: Typus. In: Josef Speck (Hg.): *Handbuch wissenschaftstheoretischer Grundbegriffe. Bd. 3*. Göttingen 1980: 656-658.
- Janik 1973  
Janik, Dieter: *Die Kommunikationsstruktur des Erzählwerks. Ein semiologisches Modell*. Bebenhausen 1973.
- Jannidis 1996a  
Jannidis, Fotis: ›Individuum est ineffabile‹ – Zur Veränderung der Individualitätssemantik im 18. Jahrhundert und ihrer Auswirkung auf die Figurenkonzeption im Roman. In: *Aufklärung* 9/2, 1996: 77-110.
- Jannidis 1996b  
Jannidis, Fotis: *Das Individuum und sein Jahrhundert. Eine Komponenten- und Funktionsanalyse des Begriffs ›Bildung‹ am Beispiel von Goethes Dichtung und Wahrheit*. Tübingen 1996.
- Jannidis 1997  
Jannidis, Fotis: Rezension von Norbert Meuter. Personale Identität. In: *IASL* 22/2, 1997: 184-187.

- Jannidis 1999  
 Jannidis, Fotis: Der nützliche Autor. Möglichkeiten eines Begriffs zwischen Text und historischem Kontext. In: F.J. / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen 1999: 353-389.
- Jannidis 2002  
 Zwischen Autor und Erzähler. In: Heinrich Detering (Hg.): *Autorschaft. Positionen und Revisionen (DFG-Tagung 2001)*. Stuttgart 2002: 540-556.
- Jannidis/Lauer 2002  
 Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard: »Bei meinem alten Baruch ist der Pferdefuß rausgekommen« – Antisemitismus und Figurenzeichnung in Der Stechlin. In: Konrad Ehlich (Hg.): *Fontane und die Fremde, Fontane und Europa*. Freiburg i.B. 2002: 103-119.
- Jannidis/Lauer/Martinez/Winko 1999  
 Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen 1999.
- Jannidis/Lauer/Martinez/Winko 2000  
 Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart 2000.
- Jannidis/Lauer/Martinez/Winko 2003  
 Jannidis/Lauer/Martinez/Winko (Hg.): Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte. Berlin 2003.
- Jauß 1974  
 Jauß, Hans Robert: Levels of Identification of Hero and Audience. In: *New Literary History* 5/2, 1974: 283-317.
- Jauß 1977  
 Jauß, Hans Robert: Interaktionsmuster der Identifikation mit dem Helden. In: H.R.J.: *Ästhetische Erfahrung und literarische Hermeneutik 1*. München 1977: 212-258.
- Kablitz 1988  
 Kablitz, Andreas: Erzählperspektive - Point Of View - Focalisation. Überlegungen zu einem Konzept der Erzähltheorie. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 98, 1988: 237-255.
- Johnson-Laird 1983  
 Johnson-Laird, Philip N.: *Mental Models. Towards a Cognitive Science of Language, Inference, and Consciousness*. Cambridge 1983.
- Kahr 1976  
 Kahr, Johanna: *Entpersönlichende Personenerwähnung im modernen französischen Roman*. Amsterdam 1976.
- Kahrmann/Reiß/Schluchter 1993  
 Kahrmann, Cordula/Reiß, Gunter/Schluchter, Manfred: *Erzähltextanalyse*. Königstein i.Ts. [ED der Neubearbeitung 1986, ED 1977] 1993.
- Kalverkämper 1996  
 Kalverkämper, Hartwig: Textgrammatik und Textsemantik der Eigennamen. In: Eichler, Ernst u.a. (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik Bd.1*. Berlin 1996: 440-447
- Kant 1992  
 Kant, Immanuel: *Kritik der Urteilskraft. Werkausgabe* Bd. 10, Frankfurt a.M. 1992.

- Kayser 1958  
Kayser, Wolfgang: Wer erzählt den Roman. In: W.K.: *Die Vortragsreise*. Bern 1958: 82-101.
- Kayser 1965  
Kayser, Wolfgang: *Das sprachliche Kunstwerk*. Bern und München [ED 1948] 1965.
- Kearns 1999  
Kearns, Michael S.: *Rhetorical Narratology*. Lincoln, London 1999.
- Keller 1994  
Keller, Rudi: *Sprachwandel*. Tübingen, Basel 1994.
- Keller 1995  
Keller, Rudi: *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen, Basel 1995.
- Kindt/Müller 1999  
Kindt, Tom/Müller, Hans-Harald: Der ›implizite‹ Autor. Zur Explikation und Verwendung eines umstrittenen Begriffs. In: Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen 1999: 273-287.
- Kleiber 1998  
Kleiber, Georges: *Prototypensemantik. Eine Einführung*. Tübingen 1998.
- Kintsch 1998  
Kintsch, Walter: *Comprehension. A Paradigm for Cognition*. Cambridge 1998.
- Kleinschmidt 1979  
Kleinschmidt, Erich: Fiktion und Identifikation. Zur Ästhetik der Leserrolle im deutschen Roman zwischen 1750 und 1780. In: *DVJS* 53, 1979: 49-73.
- Knapp 1990  
Knapp, John V.: Introduction. Self-Preservation and Self-Transformation. Interdisciplinary Approaches to Literary Character. In: *Style* 24/3, 1990: 349-364.
- Knights 1973  
Knights, Lionel C.: *How many Children had Lady Macbeth? An Essay in the Theory and Practice of Shakespeare Criticism*. New York [ED 1933] 1973.
- Koch 1992  
Koch, Thomas: *Literarische Menschendarstellung. Studien zu ihrer Theorie und Praxis*. Tübingen 1992.
- Kopytko 2001  
Kopytko, Roman: From Cartesian Towards Non-Cartesian Pragmatics. In: *Journal of Pragmatics* 33/6, 2001: 783-804.
- Korte 1993  
Korte, Barbara: *Körpersprache in der Literatur. Theorie und Geschichte am Beispiel englischer Erzählprosa*. Tübingen 1993.
- Kristeva 1972  
Kristeva, Julia: Probleme der Textstrukturation. In: Heinz Blumensath (Hg.): *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Köln [1968] 1972: 243-262.
- Krusche 1978  
Krusche, Dietrich: *Kommunikation im Erzähltext*. 2 Bde., München 1978.
- Lämmert 1972  
Lämmert, Eberhard: *Bauformen des Erzählens*. Stuttgart [1955] 1972.

- Lamping 1983  
Lamping, Dieter: *Der Name in der Erzählung. Zur Poetik des Personennamens*. Bonn 1983.
- Lamping 1990  
Lamping, Dieter: Probleme der neueren Gattungstheorie. In: D.L. / Dietrich Weber (Hg.): *Gattungstheorie und Gattungsgeschichte*. Wuppertal 1990: 9-43.
- Laplanche/Pontalis 1973  
Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. 2 Bde., Frankfurt a.M. 1973.
- Lascarides/Copstake/Briscoe 1996  
Lascarides, Alex/Copstake, Ann/ Briscoe, Ted: Ambiguity and Coherence. In: *Journal of Semantics* 13, 1996: 41-65.
- Lausberg 1987  
Lausberg, Heinrich: *Elemente der literarischen Rhetorik*. München 1987.
- Lausberg 1990  
Lausberg, Heinrich: *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*. Stuttgart<sup>3</sup>1990.
- Lebowitz 1984  
Lebowitz, Michael: Creating Characters in a Story-Telling Universe. In: *Poetics* 13, 1984: 171-194.
- Lecerle 1999  
Lecerle, Jean-Jacques: *Interpretation as Pragmatics*. Basingstoke [u.a.] 1999.
- Leech 1985  
Leech, Geoffrey N.: Stylistics. In: Teun A. van Dijk (Hg.): *Discourse and Literature*. Amsterdam 1985: 39-57.
- Lees 1964  
Lees, Francis Noel: Identification and Emotion in the Novel: A Feature of Narrative Method. In: *British Journal of Aesthetics* 4, 1964: 109-113
- Levinson/Ember 1996  
Levinson, David/Ember, Melvin (Hg.): *Encyclopedia of Cultural Anthropology*. 4 Bde. New York 1996.
- Levinson 2000a  
Levinson, Stephen C.: *Pragmatik*. Tübingen [1983] 2000.
- Levinson 2000b  
Levinson, Stephen C.: *Presumptive Meanings. The Theory of Generalized Conversational Implicature*. Cambridge, Mass. u.a., 2000.
- Lewis 1972  
Lewis, David: Psychophysical and Theoretical Identifications. In: *Australasian Journal of Philosophy* 50, 1972: 249-258.
- Lewis 1975  
Lewis, David: *Konventionen. Eine sprachanalytische Abhandlung*. Berlin, New York 1975.
- Lewis 1978  
Lewis, David: Truth and Fiction. In: *American Philosophical Quarterly* 15, 1978: 37-46.
- Liddell 1955  
Lidell, Robert: *A Treatise on the Novel*. London [1947] 1955.

- Link 1980  
Link, Hannelore: *Rezeptionsforschung. Eine Einführung in Methoden und Probleme*. Stuttgart 1980.
- Linke/Nussbaumer/Portmann 1991  
Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus/Portmann, Paul R.: *Studienbuch Linguistik*. Tübingen 1991.
- Linke/Nussbaumer 2000  
Linke, Angelika/Nussbaumer, Markus: Rekurrenz. In: Klaus Brinker / Gerd Antos / Wolfgang Heinemann (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Bd. 1*. Berlin 2000: 305-315.
- Lipowatz 1999  
Lipowatz, Thanos: Der Begriff der Identifizierung bei Freud und Lacan. In: Schäfer, Alfred/Wimmer, Michael (Hg.): *Identifikation und Repräsentation*. Opladen 1999.
- Lobsien 1975  
Lobsien, Eckhard: *Theorie literarischer Illusionsbildung*. Stuttgart 1975.
- Lotman 1972  
Lotman, Jurij M.: *Die Struktur literarischer Texte*. München 1972.
- Lubbock 1921  
Lubbock, Percy: *The Craft of Fiction*. London [1921] 1955.
- Ludwig 1989  
Ludwig, Hans-Werner: Figur und Handlung. In: H.-W. L. (Hg.): *Arbeitsbuch Romananalyse*. Tübingen 1989: 106-145.
- Lüth 1986  
Lüth, Reinhard: Leo Perutz' >Der Meister des Jüngsten Tages<. In: *Quarber Merkur* 24, 1986: 36-52.
- Lugowski 1994  
Lugowski, Clemens: *Die Form der Individualität im Roman*. Frankfurt a.M. [1932] 1994.
- Lüthi 1993  
Lüthi, Hans J.: *Der Taugenichts. Versuche über Gestaltungen und Umgestaltungen einer poetischen Figur in der deutschen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Tübingen 1993.
- Lukács 1936  
Lukács, Georg: *Die intellektuelle Physiognomie der künstlerischen Gestalten. In: G.L.: Essays über Realismus*. Werke Bd. 4., Neuwied, Berlin [1936] 1971: 151-196.
- Lutzeier 1985  
Lutzeier, Peter Rolf: *Linguistische Semantik*. Stuttgart 1985.
- MacKenzie 2002a  
Mackenzie, Ian: Rezension von Adrian Pilkingtons *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective*. In: *Journal of Literary Semantics* 31, 2002: 199-203.
- MacKenzie 2002b  
MacKenzie, Ian: *Paradigms of Reading. Relevance Theory and Deconstruction*. New York 2002.
- Malle 1999  
Malle, Bertram F.: How People Explain Behavior: A New Theoretical Framework. In: *Personality and Social Psychology Review* 3/1, 1999: 23-48.

Malle 2001

Malle, Bertram F.: *The Relation between Language and Theory of Mind in Development and Evolution*. Vortrag Mai 2001. <<http://darkwing.uoregon.edu/~interact/evol/Malle.pdf>> (gesehen am 28.6.2001).

Mallon/Stich 1999

Mallon, Ronald, Stich, Stephen (Hg.): *The Odd Couple. The Compatibility of Social Construction and Evolutionary Psychology. Publications of the Research Group on Evolution and Higher Cognition*. <<http://rucss.rutgers.edu/ArchiveFolder/Research%20Group/Publications/Odd/OddCouple.html>> 31.10.1999 (gesehen am 15.8. 2004).

Margolin 1983

Margolin, Uri: Characterisation in Narrative. Some Theoretical Prolegomena. In: *Neophilologus* 67, 1983: 1-14.

Margolin 1986

Margolin, Uri: The Doer and the Deed. Action as a Basis for Characterization in Narrative. In: *Poetics Today* 7/2, 1986: 206-225.

Margolin 1987

Margolin, Uri: Introducing and Sustaining Characters in Literary Narrative. A Set of Conditions. In: *Style* 21, 1987: 107-124.

Margolin 1989

Margolin, Uri: Structuralist Approaches to Character in Narrative. The State of the Art. In: *Semiotica* 75/76, 1989: 1-24.

Margolin 1990a

Margolin, Uri: The What, the When, and the How of Being a Character in Literary Narrative. In: *Style* 24/3, 1990: 453-468.

Margolin 1990b

Margolin, Uri: Individuals in Narrative Worlds: An Ontological Perspective. In: *Poetics Today* 11/4, 1990: 843-71.

Margolin 1991

Margolin, Uri: Reference, Coreference, Referring, and the Dual Structure of Literary Narrative. In: *Poetics Today* 12/3 1991: 517-42.

Margolin 1992a

Margolin, Uri: Fictional Individuals and their Counterparts. In: Joe Andrew (Hg.): *Poetics of the Text. Essays to celebrate 20 Years of the Neo-Formalist Circle*. Amsterdam 1992: 43-56

Margolin 1992b

Margolin, Uri: Singulars, Splits, Multiples. The Theme of the Double and Fictional World Semantics. In: *Journal of Literary Semantics* 21/3, 1992: 175-203.

Margolin 1995

Margolin, Uri: Characters in Literary Narrative. Representation and Signification. In: *Semiotica* 106/3,4, 1995: 373-392.

Margolin 2002

Margolin, Uri: Naming and Believing. Practices of the Proper Name in Narrative Fiction. *Narrative* 10/2, 2002: 107-127.

Martin 1986

Martin, Wallace: *Recent Theories of Narrative*. Ithaca, Cornell 1986.

Martinez 1996a

Martinez, Matias: *Doppelte Welten. Struktur und Sinn zweideutigen Erzählens*. Göttingen 1996.

- Martinez 1996b  
Martinez, Matias: Formaler Mythos. Skizze einer ästhetischen Theorie. In: M.M. (Hg.): *Formaler Mythos. Beiträge zu einer Theorie ästhetischer Formen*. Paderborn 1996.
- Martinez/Scheffel 1999  
Martinez, Matias/Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München 1999.
- Marty 1997  
Marty, Robert: *76 Definitions of the Sign by C. S. Peirce*. <<http://members.dor.net/arisbe/menu/library/rsources/76defs/76defs.htm>> 6.12.1997 (gesehen am 15.8.2004).
- Marx/Engels 1968  
Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Über Kunst und Literatur*. Hg.v. M. Kliem. 2 Bde., Berlin 1968.
- Maurer 1977  
Maurer, Karl: Rezeptionsästhetik – Zwischenbilanz (III): Formen des Lesens. In: *Poetica* 9, 1977: 472-498.
- Mayer 1992  
Mayer, Gerhart: *Der deutsche Bildungsroman von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Stuttgart 1992.
- McCarthy 1962  
McCarthy, Mary: Characters in Fiction. In: *Partisan Review* 28, 1961: 171-191. Wiederabgedruckt in: M.M.: *On the Contrary. Articles of Belief 1946-1961*. New York 1962: 271-292.
- McCloskey 1983  
McCloskey, M.: Naive Theories of Motion. In D. Gentner / A. Stevens (Hg.): *Mental Models*. Hillsdale 1983.
- Mead 1990  
Mead, Gerald: The Representation of Fictional Character. In: *Style* 24/3 1990: 440-452.
- Meibauer 1999  
Meibauer, Jörg: *Pragmatik. Eine Einführung*. Tübingen 1999.
- Meister 2003  
Meister, Jan Christoph: *Computing Action. A Narratological Approach*. Berlin 2003.
- Meltzoff 1995  
Meltzoff, Andrew: Understanding the Intentions of Others. Re-Enactment of Intended Acts by 18-Month-Old Children. In: *Developmental Psychology* 31, 1995: 838-850.
- Meltzoff/Moore 1995  
Meltzoff, Andrew/Moore, M. Keith: Infants' Understanding of People and Things. From Body Imitation to Folk Psychology. In: José Luis Bermúdez u.a. (Hg.): *Body and the Self*. Cambridge 1995: 43-69.
- Meltzoff/Moore 1999  
Meltzoff, Andrew/Moore, M. Keith: Persons and representation: Why infant imitation is important for theories of human development. In: Nadel, Jacqueline/Butterworth, George (Hg.): *Imitation in infancy*. Cambridge 1999: 9-35.
- Merten 1977  
Merten, Klaus: *Kommunikation. Eine Begriffs- und Prozeßanalyse*. Opladen 1977.

- Meuter 1995  
Meuter, Norbert: *Narrative Identität. Das Problem der personalen Identität im Anschluß an Ernst Tugendhat, Niklas Luhmann und Paul Ricœur*. Stuttgart 1995.
- Mey 1993  
Mey, Jacob L.: *Pragmatics. An Introduction*. Oxford 1993.
- Mey 1999  
Mey, Jacob L.: *When Voices Clash. A Study in Literary Pragmatics*. Berlin u.a. 1999.
- Meyer 1984  
Meyer, Herman: *Der Sonderling in der deutschen Dichtung*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien [1943] 1984.
- Meyer 1983  
Meyer, Paul Georg: *Sprachliches Handeln ohne Sprechsituation. Studien zur theoretischen und empirischen Konstitution von illokutiven Funktionen in ›situationslosen‹ Texten*. Tübingen 1983.
- Miller Jr. 1972  
Miller, James E. jr.: Characters. In: J.E.M. (Hg.): *Theory of Fiction: Henry James*. Lincoln 1972.
- Miller 1965  
Miller, Norbert (Hg.): *Romananfänge. Versuch zu einer Poetik des Romans*. Berlin 1965.
- Morrow 1985  
Morrow, Daniel G.: Prominent Characters and Events Organize Narrative Understanding. In: *Journal of Memory & Language* 24, 1985: 304-319.
- Müller 1968  
Müller, Günther: *Morphologische Poetik. Gesammelte Aufsätze*. Tübingen 1968.
- Müller 1988  
Müller, Hans-Harald: Wissenschaftsgeschichte und Rezeptionsforschung. Ein kritischer Essay über den (vorerst) vorletzten Versuch, die Literaturwissenschaft von Grund auf neu zu gestalten. In: Schönert, Jörg/Segeberg, Harro (Hg.): *Polyperspektivik in der literarischen Moderne. Studien zur Theorie, Geschichte und Wirkung der Literatur*. Bern u.a. 1988: 452-479.
- Mudrick  
Mudrick, Marvin: Character and Event in Fiction. In: *Yale Review* 50, 1961: 202-218.
- Nagel 1992  
Nagel, Ludwig: *Charles Sanders Peirce*. Frankfurt a.M., New York 1992.
- Nicolaisen 1996  
Nicolaisen, Wilhelm F.H.: Name und Appelative. In: Eichler, Ernst u.a. (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik Bd.1*. Berlin 1996: 384-393.
- Nieragden 1995  
Nieragden, Göran: *Figurendarstellung im Roman. Eine narratologische Systematik am Beispiel von David Lodges ›Changing Places‹ und Ian McEwans ›The Child in Time‹*. Trier 1995.
- NJW 1971  
Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts zur Klage der Gründgens Erben gegen den Roman *Mephisto* von Klaus Mann. In: *Neue Juristische Wochenschrift* 37, 1971: 1645-1648.

- Nöth 2000  
Nöth, Winfried: *Handbuch der Semiotik*. Stuttgart, Weimar 2000.
- Nünning 1989  
Nünning, Ansgar: *Grundzüge eines kommunikationstheoretischen Modells der erzählerischen Vermittlung. Die Funktion der Erzählinstanz in den Romanen George Eliots*. Trier 1989.
- Nünning 1998  
Nünning, Ansgar: ›Unreliable Narration‹ zur Einführung. Grundzüge einer kognitiv-narratologischen Theorie und Analyse unglaubwürdigen Erzählens. In: A.N. (Hg.): *Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaubwürdigen Erzählens in der englischsprachigen Literatur*. Trier 1998: 3-39.
- Nünning 2001  
Nünning, Ansgar: Towards a Cultural and Historical Narratology. A Survey of Diachronic Approaches, Concepts, and Research Projects. In: Reitz, Bernhard/Rieuwerts, Sigrid (Hg.): *Anglistentag 1999 Mainz*. Trier 2001: 345-374.
- Nünning/Jahn 1994  
Nünning, Ansgar/Jahn, Manfred: A Survey of Narratological Models. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 27, 1994: 208-303.
- Nusser 1981  
Nusser, Peter: *Romane für die Unterschicht. Groschenhefte und ihre Leser*. Stuttgart 1981.
- Nusser 1992  
Nusser, Peter: *Der Kriminalroman*. Stuttgart, Weimar 1992.
- Nuttall 1965  
Nuttall, A.D.: The Argument about Shakespeare's Characters. In: *Critical Quarterly* 7/2, 1965: 107-120.
- Oksenberg Rorty 2000  
Oksenberg Rorty, Amélie: Characters, Persons, Selves, Individuals. In: McKeons, Michael (Hg.): *Theory of the Novel. A Historical Approach*. Baltimore, London 2000: 537-553.
- Olsen/Astington/Zelazo 1999  
Olson, David R./Astington, Janet W./Zelazo, Philip D.: Introduction: Actions, Intentions, and Attributions. In: O., D./A., J/Z., P. (Hg.): *Developing Theories of Intention. Social Understanding and Self-Control*. Mahwah, London 1999: 1-13.
- Onega/Landa/ 1996  
Onega, Susana/Landa, José Angel García (Hg.): *Narratology. An Introduction*. London, New York 1996: 129-144.
- O'Neill 1996  
O'Neill, Patrick: *Fictions of Discourse. Reading Narrative Theory*. Toronto u.a. 1996.
- Ort 1995  
Ort, Claus-Michael: Systemtheorie und Literatur. Teil II. Der literarische Text in der Systemtheorie. In: *IASL* 20/1, 1995: 161-178.
- Palmer 2002  
Palmer, Alan: The Construction of Fictional Minds. In: *Narrative* 10/1, 2002: 28-46.
- Paris 1997  
Paris, Bernard J.: *Imagined Human Beings. A Psychological Approach to Character and Conflict in Literature*. New York u.a. 1997.

- Pavel 1986  
Pavel, Thomas G.: *Fictional Worlds*. Cambridge Mass. 1986.
- Pawłowski 1980  
Pawłowski, Tadeusz: *Begriffsbildung und Definition*. Berlin, New York 1980.
- Peterson 1993  
Petersen, Jürgen H.: *Erzählsysteme. Eine Poetik epischer Texte*. Stuttgart 1993.
- Petsch 1934  
Petsch, Robert: *Wesen und Formen der Erzählkunst*. Halle 1934.
- Petterson 1999  
Petterson, Bo: Towards a Pragmatics of Literary Interpretation. In: Haapala, Arto/Naukkarinen, Ossi (Hg.): *Interpretation and its Boundaries*. Yliopistopaino 1999: 48-65.
- Peirce 1985  
Peirce, Charles S.: Deduktion, Induktion und Hypothese. In: C.S.P.: *Die Festigung der Überzeugung*. Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1985: 127-142.
- Peirce 2000  
Peirce, Charles S.: Kategoriale Strukturen und graphische Logik (H). Logischer Traktat Nr. 2 und zwei Teile der Dritten Lowell-Vorlesung von 1903. In: C.S.P.: *Semiotische Schriften*. Bd. 2. Frankfurt a.M. 2000: 98-165.
- Pfister 1994  
Pfister, Manfred: *Das Drama. Theorie und Analyse*. München [ED 1977, NB 1988] 1994.
- Phelan 1987  
Phelan, James: Character, Progression, and the Mimetic-Didactic Distinction. In: *Modern Philology* 84/3, 1987: 282-299.
- Phelan 1989  
Phelan, James: *Reading people, reading plots. Character, progression, and the interpretation of narrative*. Chicago u.a. 1989.
- Phelan 1990  
Phelan, James: Character and Judgment in Narrative and in Lyric: Toward an Understanding of the Audience's Engagement in The Waves. In: *Style* 24/3, 1990: 408-421.
- Pickrel 1988a  
Pickrel, Paul: Character as Nominal: A Sketch for a Theory. In: *Novel* 22, 1988: 66-85.
- Pickrel 1988b  
Pickrel, Paul: Flat and Round Characters Reconsidered. In: *The Journal of Narrative Technique* 18/3, 1988: 181-198.
- Pier 2003  
Pier, John: On the Semiotic Parameters of Narrative. A Critique of Story and Discourse. In: Kindt, Tom/Müller, Hans-Harald (Hg.): *What is Narratology? Questions and Answers Regarding the Status of a Theory*. Berlin, New York 2003: 73-97.
- Pilkington 2000  
Pilkington, Adrian: *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective*. Amsterdam u.a. 2000.
- Plumpe/Weber 1995  
Plumpe, Gerhard/Werber, Niels (Hg.): *Beobachtungen der Literatur. Aspekte einer polykontexturalen Literaturwissenschaft*. Opladen 1995.

- Pohl 2002  
Pohl, Inge: Inferenzkonzept und Bedeutungskonstruktion. In: P., I. (Hg.): *Prozesse der Bedeutungskonstruktion*. Frankfurt am Main u.a. 2002: 17-38.
- Polenz 1988  
Polenz, Peter von: *Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin, New York 1988.
- Pollard 1976  
Pollard, Dennis E.B.: On Talk ›about‹ Characters. In: *British Journal of Aesthetics* 16, 1976: 367-369.
- Posner/Robering/Sebeok 1997  
Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas A. (Hg.): *Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur. 2 Bde.* Berlin 1997f.
- Pratt 1977  
Pratt, Mary L.: *Toward a Speech Act Theory of Literary Discourse*. Bloomington 1977.
- Price 1968  
Price, Martin: The Other Self. Thoughts about Character in the Novel. In: Mack, Maynard/Gregor, Ian (Hg.): *Imagined Worlds*. London 1968: 279-299.
- Price 1971  
Price, Martin: The Irrelevant Detail and the Emergence of Form. In: Hillis Miller, Joseph (Hg.): *Aspects of Narrative*. New York 1971: 69-91.
- Price 1975a  
Price, Martin: People of the Book. In: *Critical Inquiry* 1, 1975: 605-622.
- Price 1975b  
Price, Martin: The Logic of Intensity. In: *Critical Inquiry* 2, 1975: 369-379.
- Price 1983  
Price, Martin: *Forms of Life. Character and Moral Imagination in the Novel*. New Haven 1983.
- Prince 1980  
Prince, Gerald: Introduction to the Study of the Narratee. In: Tompkins, Jane P. (Hg.): *Reader-Response Criticism. From Formalism to Post-Structuralism*. Baltimore 1980: 7-25.
- Prince 1989  
Prince, Gerald: *Dictionary of Narratology*. Lincoln 1989.
- Propp 1972  
Propp, Vladimir: *Morphologie des Märchens*. München [1928] 1972.
- Pütz 1992  
Pütz, Susanne: *Vampire und ihre Opfer. Der Blutsauger als literarische Figur*. Bielefeld 1992.
- Quack 1991  
Quack, Josef: Die fragwürdige Identifikation. Anlässlich der Lektüre eines Bestsellers. In: J.Q.: *Die fragwürdige Identifikation. Studien zur Literatur*. Würzburg 1991: 173-184.
- Quante 1999  
Quante, Michael (Hg.): *Personale Identität*. Paderborn u.a. 1999.
- Rabinowitz 1977  
Rabinowitz, Peter: Truth in Fiction. A Reexamination of Audiences. In: *Critical Inquiry* 4, 1977: 121-141.

- Rabinowitz 1987  
Rabinowitz, Peter: *Before Reading. Narrative Conventions and the Politics of Interpretation*. Columbus 1987.
- Radkau 1998  
Radkau, Joachim: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismark und Hitler*. München, Wien 1998.
- Reinfandt 1997  
Reinfandt, Christoph: Dimensions of Meaning in Modern Narrative. A Systems-Theoretical Approach to Narratology. In: de Zepetnek, Steven Tötösy/Sywenky, Irena (Hg.): *The Systemic and Empirical Approach to Literature and Culture as Theory and Application*. Edmonton, Siegen 1997: 83-90.
- Richards 1985  
Richards, Christine: Inferential Pragmatics and the Literary Text. In: *Journal of Pragmatics* 9, 1985: 261-285.
- Richardson 2003  
Richardson, Brian: Some Antinomies of Narrative Temporality. A Response to Dan Shen. In: *Narrative* 11/2, 2003: 234-235.
- Rickheit/Strohner 1993  
Rickheit, Gert/Strohner, Hans: *Grundlagen der kognitiven Sprachverarbeitung. Modelle, Methoden, Ergebnisse*. Tübingen, Basel 1993.
- Rickheit/Schade 2000  
Rickheit, Gert/Schade, Ulrich: Kohärenz und Kohäsion. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang (Hg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Bd. 1*. Berlin 2000: 275-283.
- Ricklefs 1996  
Ricklefs, Ulfert (Hg.): *Fischer Lexikon Literatur. 3 Bde.* Frankfurt a.M. 1996.
- Riedel 1994  
Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung. Skizze einer Forschungslandschaft. In: *IASL 6. Sonderheft*, 1994: 93-158.
- Rimmon-Kenan 1983  
Rimmon-Kenan, Shlomith: *Narrative Fiction. Contemporary Poetics*. London 1983.
- Ronen 1994  
Ronen, Ruth: *Possible Worlds in Literary Theory*. Cambridge 1994.
- Rosch 1975  
Rosch, Eleanor: Cognitive Representations of Semantic Categories. In: *Journal of Experimental Psychology: General* 104, 1975: 192-223.
- Rosenberg 1983  
Rosenberg, Brian: Character in Fiction 1900-1980. In: *Bulletin of Bibliography* 40/4, 1983: 200-205.
- Rothe 1986  
Rothe, Arnold: *Der literarische Titel. Funktionen, Formen, Geschichte*. Frankfurt a.M. 1986.
- Ryan 1980  
Ryan, Marie Laure: Fiction, Non-Factuals, and Minimal Departure. In: *Poetics* 8, 1980: 403-422.
- Ryan 1991  
Ryan, Marie Laure: *Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory*. Bloomington 1991.

- Sanford/Clegg/Majid 1998  
Sanford, Anthony J./Clegg, Michael/Majid, Asifa: The Influence of Types of Character on Processing Background Information in Narrative Discourse. In: *Memory and Cognition* 26/6, 1998: 1323-1329.
- Sauerberg 1985  
Sauerberg, Lars Ole: Reading Formula Fiction. On Absorption and Identification. In: *Orbis Litterarum* 40, 1985: 357-371.
- Scheiber 1991  
Scheiber, Andrew J.: Sign, Seme, and the Psychological Character. Some Thoughts on Roland Barthes' S/Z and the Realistic Novel. In: *Journal of Narrative Technique* 21/3, 1991: 262-273.
- Scherer 1977  
Scherer, Wilhelm: *Poetik. Mit einer Einleitung und Materialien zur Rezeptionsanalyse*. Hg.v. Gunter Reiss. Tübingen [1888 posthum] 1977.
- Scherner 1996  
Scherner, Maximilian: ›Text‹. Untersuchungen zur Begriffsgeschichte. In: *Archiv für Begriffsgeschichte* 39, 1996: 103-160.
- Schirmer 1991  
Schirmer, Frank J.: *Lernen und Gedächtnis*. Stuttgart u.a. 1991.
- Schmidt 1976  
Schmidt, Siegfried J.: *Texttheorie*. München 1976.
- Schmidt 1989  
Schmidt, Siegfried J.: *Die Selbstorganisation des Sozialsystems Literatur im 18. Jahrhundert*. Frankfurt a.M. 1989.
- Schneewind 1992  
Schneewind, Klaus A: *Persönlichkeitstheorien. Bd. I. Alltagspsychologie und mechanistische Ansätze*. Darmstadt [1982] 1992.
- Schneider 2000  
Schneider, Ralf: *Grundriß zur kognitiven Theorie der Figurenrezeption am Beispiel des viktorianischen Romans*. Tübingen 2000.
- Schön 1990  
Schön, Erich: Die Entwicklung literarischer Rezeptionskompetenz. Ergebnisse einer Untersuchung zum Lesen bei Kindern und Jugendlichen. In: *SPIEL* 9, 1990: 229-276.
- Schön 1993  
Schön, Erich: der Verlust der Sinnlichkeit oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätswandel um 1800. Stuttgart 1993.
- Schön 1995  
Schön, Erich: Veränderungen der literarischen Rezeptionskompetenz Jugendlicher im aktuellen Medienverbund. In: Lange, Günter/Steffen, Wilhelm (Hg.): *Moderne Formen des Erzählens in der Kinder- und Jugendliteratur der Gegenwart unter literarischen und didaktischen Aspekten*. Würzburg 1995: 99-127.
- Schön 1999  
Schön, Erich: Geschichte des Lesens. In: Franzmann, Bodo u.a. (Hg.): *Handbuch Lesen*. München 1999: 1-85.
- Schönau 1991  
Schönau, Walter: *Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft*. Stuttgart 1991.

- Scholes/Kellogg 1966  
Scholes, Robert/Kellogg, Robert: *The Nature of Narrative*. New York 1966.
- Scholz 1999  
Bernhard F. Scholz: Alciato als emblematum pater et princeps. Zur Rekonstruktion des frühmodernen Autorbegriffs. In: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hg.): *Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs*. Tübingen 1999: 321-351.
- Schulz-Buschhaus 1993  
Schulz-Buschhaus, Ulrich: Charles Bovary - Probleme der Sympathiesteuerung in einem Flaubertschen Roman. In: Foltinek, Herbert/Riehle, W./ Zacharasiewicz, W. (Hg.): *Tales and 'their telling difference'*. Zur Theorie und Geschichte der Narrativik. *Festschrift für Franz K. Stanzel*. Heidelberg 1993: 243-262.
- Schwarz 1989  
Schwarz, Daniel: Character and Characterization. An Inquiry. In: *Journal of Narrative Technique* 19/1, 1989: 85-105.
- Schwarz/Chur 1996  
Schwarz, Monika/Chur, Jeannette: *Semantik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen 1996.
- Sell 1991  
Sell, Roger D. (Hg.): *Literary Pragmatics. Revised Papers from a Symposium held Sept. 2 - 4, 1988 at Åbo Akademi University*. London u.a. 1991.
- Sell 2000  
Sell, Roger D.: *Literature as Communication*. Amsterdam u.a. 2000.
- Shen 1989  
Shen, Dan: Unreliability and Characterization. In: *Style* 23, 1989: 300-311.
- Shen 2002  
Defense and Challenge. Reflections on the Relation between Story and Discourse. In: *Narrative* 10/3, 2002: 222-243.
- Shen 2003  
What Do Temporal Antimonies Do to the Story-Discourse Distinction? A Reply to Brian Richardson's Response. In: *Narrative* 11/2, 2003: 237-241.
- Sonderegger 1987  
Sonderegger, Stefan: Die Bedeutsamkeit der Namen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 67, 1987: 11-23.
- Souriau 1950  
Souriau, Etienne: *Les Deux cent mille situations dramatiques*. Paris 1950.
- Spelke 2001  
Spelke, Elizabeth S.: Infant Cognition. In: Wilson, Robert A./Keil, Frank C.: *The MIT Encyclopedia of the Cognitive Sciences*. Cambridge Mass., London 2001: 402-404.
- Sperber/Wilson 1987  
Sperber, Dan/Wilson, Deirdre: Precis of Relevance. In: *The Behavioral and Brain Sciences* 10/4, 1987: 697-710.
- Sperber/Wilson 1995  
Sperber, Dan/Wilson, Deirdre: *Relevance. Communication and Cognition*. Oxford [1986] 1995.
- Spilka 1978  
Spilka, Mark: Character as a Lost Cause. In: *Novel* 11, 1978: 197-219.

- Spiro 1993  
Spiro, Melford E.: Is the Western Conception of the Self peculiar within the Context of the World Cultures? In: *Ethos* 21, 1993: 107-153.
- Stegmüller 1987  
Stegmüller, Wolfgang: Designatoren, apriorisches Wissen, mögliche Welten, Notwendigkeit und Leib-Seele-Identität: Zur Theorie von Saul A. Kripke. In: W.S.: *Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie*. Bd. 2. Stuttgart 1987: 312-344.
- Stich 1996  
Stich, Stephen: *Deconstructing the Mind*. New York u.a. 1996.
- Stiegler 1994  
Stiegler, Bernd: *Die Aufgabe des Namens. Untersuchungen zur Funktion der Eigennamen in der Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts*. München 1994.
- Stockwell 2002  
Stockwell, Peter: *Cognitive Poetics. An Introduction*. London, New York 2002.
- Strube 1993  
Strube, Werner: Definitionen des Begriffs ›Novelle‹. Ein Beitrag zur Theorie literaturwissenschaftlicher Gattungsbegriffe. In: W.S.: *Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Definition, Klassifikation, Interpretation, Bewertung*. Paderborn 1993: 29-39.
- Stückrath 1988  
Stückrath, Jörn: Schwierigkeiten beim Beschreiben literarischer Figuren. Ein Versuch strukturalistische und literaturpsychologische Begriffe der Figurenanalyse zu vermitteln. In: *Diskussion Deutsch* 104, 1988: 356-373.
- Stückrath 1990  
Stückrath, Jörn: Wovon eigentlich handelt die epische und dramatische Literatur? Kritik und Rekonstruktion der Begriffe ›Figur‹ und ›Geschehen‹. In: Eggert, Harmut/Profitlich, Ulrich/Scherpe, Klaus R. (Hg.): *Geschichte als Literatur. Formen und Grenzen der Repräsentation von Vergangenheit*. Stuttgart 1990: 284-295.
- Stückrath 1992  
Stückrath, Jörn: Figur und Handlung. In: Brackert, Helmut/J.S. (Hg.): *Literaturwissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg 1992: 40-54.
- Suits 1994  
Suits, David B.: Fictional Characters are Just Like Us. In: *Philosophy & Literature* 18, 1994: 105-108.
- Summerell 1996  
Summerell, Orrin F.: Philosophy of Proper Names. In: Eichler, Ernst u.a. (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik Bd.1*. Berlin 1996: 368-372.
- Tannen 1993  
Tannen, Deborah: What's in a Frame. Surface Evidence for Underlying Expectations. In: D.T. (Hg.): *Framing in Discourse*. New York, Oxford [1979] 1993: 14-56.
- Thomasson 2003  
Thomasson, Amie L.: Fictional Characters and Literary Practices. In: *British Journal of Aesthetics* 43/2, 2003:138-157.
- Thürnau 1994  
Thürnau, Donatus: *Gedichtete Versionen der Welt. Nelson Goodmans Semantik fiktionaler Literatur*. Paderborn u.a. 1994.

- Titzmann 1977  
Titzmann, Michael: *Strukturelle Textanalyse*. München 1977.
- Titzmann 1999  
Titzmann, Michael: Psychoanalytisches Wissen und literarische Darstellungsformen des Unbewußten in der Frühen Moderne. In: Anz, Thomas (Hg.): *Psychoanalyse in der modernen Literatur. Kooperation und Konkurrenz*. Würzburg 1999: 183-217.
- Todorov 1972  
Todorov, Tzvetan: Erzählpersonen. In: T.T.: *Poetik der Prosa*. Frankfurt a.M. [1967] 1972: 77-89.
- Todorov 1972  
Todorov, Tzvetan: Die Kategorien der literarischen Erzählung. In: Blumensath, Heinz (Hg.): *Strukturalismus in der Literaturwissenschaft*. Köln 1972: 263-294.
- Tomaševskij 1985  
Tomaševskij, Boris: *Theorie der Literatur. Poetik*. Hg. v. Klaus-Dieter Seemann. Wiesbaden [1925] 1985.
- Tompkins 1980  
Tompkins, Jane P. (Hg.): *Reader-Response Criticism. From Formalism to Post-Structuralism*. Baltimore 1980.
- Träger 1986  
Träger, Claus (Hg.): *Wörterbuch der Literaturwissenschaft*. Leipzig 1986.
- Ueding/Steinbrink 1994  
Ueding, Gert/Steinbrink, Bernd: *Grundriss der Rhetorik. Geschichte. Technik. Methode*. Stuttgart, Weimar<sup>3</sup> 1994.
- Van Peer/Maat 2001  
Van Peer, Willi/Maat, Henk Pander: Narrative Perspective and the Interpretation of Characters' Motives. In: *Language and Literature* 10/3, 2001: 229-241.
- Van Rinsum 1993  
Van Rinsum, Annemarie und Wolfgang: *Lexikon literarischer Gestalten*. Stuttgart 1993.
- Volek 1977  
Volek, Emil: Die Begriffe ›Fabel‹ und ›Sujet‹ in der modernen Literaturwissenschaft. In: *Poetica* 9, 1977: 141-166.
- Vogt 1990  
Vogt, Jochen: *Aspekte erzählender Prosa. Eine Einführung in Erzähltechnik und Romantheorie*. Opladen 1990.
- Voßkamp 1977  
Voßkamp, Wilhelm: Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. In: Walter Hinck (Hg.): *Textsortenlehre - Gattungsgeschichte*. Heidelberg 1977: 27-44.
- Wall 1984  
Wall, Anthony: Characters in Bakhtin's Theory. In: *Studies in the 20th Century Literatur* 9/1, 1984: 41-56.
- Walton 1990  
Walton, Kendall: *Mimesis as Make-Believe. On the Foundations of Representational Arts*. Cambridge 1990.
- Warning 1975  
Warning, Rainer: Rezeptionsästhetik als literaturwissenschaftliche Pragmatik. In: R.W. (Hg.): *Rezeptionsästhetik*. München 1975: 9-41.

- Watt/Watt 1996  
Watt, Gavin T./Watt, William C.: Codes. In: Posner, Roland/Robering, Klaus/Sebeok, Thomas A. (Hg.): *Semiotik. Ein Handbuch zu den zeichentheoretischen Grundlagen von Natur und Kultur*. Bd. 1. Berlin u.a. 1996: 404-414.
- Weimar 1997  
Weimar, Klaus u.a. (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. 3 Bde. Berlin, New York 1997ff.
- Weinsheimer 1979  
Weinsheimer, Joel: Theory of Character. Emma. In: *Poetics Today* 1, 1979: 185-211.
- Wellek/Warren 1972  
Wellek, René/Warren, Austin: *Theorie der Literatur*. Frankfurt a.M. [1949] 1972.
- Wellman 1990  
Wellman, Henry M.: *The Child's Theory of Mind*. Cambridge Mass. 1990.
- Wendorff 1985  
Wendorff, Rudolf: *Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa*. Opladen 1985.
- Wenger 1935  
Wenger, Christian N.: An Introduction to the Aesthetics of Literary Portraiture. In: *Publications of the Modern Language Association of America* 50, 1935: 615-629.
- Weninger 1994  
Weninger, Robert: *Literarische Konventionen. Theoretische Modelle. Historische Anwendung*. Tübingen 1994.
- Werber/Stöckmann 1997  
Werber, Niels/Stöckmann, Ingo: Das ist ein Autor! Eine polykontexturale Wiederauferstehung. In: de Berg, Henk/Prangel, Matthias (Hg.): *Systemtheorie und Hermeneutik*. Tübingen, Basel 1997: 233-262.
- Werth 1999  
Werth, Paul: *Text Worlds. Representing Conceptual Space in Discourse*. London 1999.
- Whitrow 1988  
Whitrow, Gerald J.: *Time in History. The Evolution of our General Awareness of Time and Temporal Perspective*. Oxford, New York 1988.
- Wiegand 1998  
Wiegand, Jörg: Jerry Cotton - endlich enttarnt. In: *Die Welt* 6.5.1998, siehe <<http://www.welt.de/daten/1998/05/06/0506ku72592.htm>> (gesehen am 15.8.2004)
- Willems 1997  
Willems, Herbert: *Rahmen und Habitus. Zum theoretischen und methodischen Ansatz Erving Goffmans. Vergleiche, Anschlüsse und Anwendungen*. Frankfurt a.M. 1997.
- Wilson 1975  
Wilson, Robert Rawdon: *On Character: A Reply to Martin Price*. *Critical Inquiry* 2, 1975: 191-98.
- Wilson 1976  
Wilson, Robert Rawdon: Approaching a Theory of ›Character‹. In: *The Humanities Association Review* 27, 1976: 32-46.
- Wilson 1979  
Wilson, Rawdon: The Bright Chimera. Character as a Literary Term. In: *Critical Inquiry* 5, 1979: 725-749.

- Wimmer/Perner 1983  
Wimmer, Heinz/Perner, Josef: Beliefs about Beliefs. Representation and Constraining Function of Wrong Beliefs in Young Children's Understanding of Deception. In: *Cognition* 13, 1983: 103-128.
- Wimmer 1996  
Wimmer, Rainer: Eigennamen im Rahmen einer allgemeinen Sprach- und Zeichentheorie. In: Eichler, Ernst u.a. (Hg.): *Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik Bd.1*. Berlin 1996: 372-379.
- Wimsatt/Beardsey 2000  
Wimsatt, William K./Beardsey, Monroe C.: Der intentionale Fehlschluß. In: Janidis, Fotis u.a. (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart [1946] 2000: 84-101.
- Winko 1991  
Winko, Simone: *Wertungen und Werte in Texten. Axiologische Grundlagen und literaturwissenschaftliches Rekonstruktionsverfahren*. Braunschweig 1991.
- Winko 1995  
Winko, Simone: Verstehen literarischer Texte versus literarisches Verstehen von Texten? In: *DVjs* 69 1995: 1-27.
- Winko 2003  
Winko, Simone: *Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900*. Berlin 2003.
- Winter 1999  
Winter, Rainer: Spielräume des Vergnügens und der Interpretation. Cultural Studies und die kritische Analyse des Populären. In: Engelmann, Jan (Hg.): *Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader*. Frankfurt a.M., New York 1999: 35-48.
- Wintermantel/Christmann 1983  
Wintermantel, Margret/Christmann, Ursula: *Textverarbeitung. Empirische Untersuchung zum Verstehen einer Personenbeschreibung*. Heidelberg 1983.
- Wittgenstein 1980  
Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M. 1980.
- Wolkerstorfer 1994  
Wolkerstorfer, Andreas: *Der erste Satz. Österreichische Romananfänge 1960 – 1980*. Wien 1994.
- Young 1999  
Young, Robert M.: *The Curious Place of Psychoanalysis in the Academy*. Vortrag am 9.1.1999. <<http://www.human-nature.com/rmyoung/papers/pap119h.html>> (gesehen am 15.8.2004).
- Yus 2002  
Yus, Francisco: Rezension von Adrian Pilkingtons *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective*. In: *Journal of Pragmatics* 34, 2002: 619-628.
- Yus 2004  
Yus, Francisco: *Relevance Theory Online Bibliographic Service*. Letztes Update 30.7.2004. <<http://www.ua.es/dfing/rt.htm>> (gesehen am 15.8.2004).
- Zacharasiewicz 1993  
Zacharasiewicz, Waldemar: The Resurrection of Characters: Aspects of Interconnected Narratives in North American Fiction. In: Foltinek, Herbert/Riehle, Wolfgang/W. Z. (Hg.): *Tales and ›Telling their Difference‹. Zur Theorie und Geschichte der Narrativik. Festschrift für Franz K. Stanzel*. Heidelberg 1993: 295-317.

- Zerbst 1995  
Zerbst, Rainer: Kommunikation. In: Ludwig, Hans-Werner: *Arbeitsbuch Romananalyse*. Tübingen [1982] 1995: 41-64.
- Zimmer 1986  
Zimmer, Dieter: *Tiefenschwindel. Die endlose und die beendbare Psychoanalyse*. Reinbek 1986.
- Zunshine 2002  
Zunshine, Lisa: Rhetoric, Cognition, and Ideology in A.L. Barbauld's *Hymns in Prose for Children (1781)*. In: *Poetics Today* 23/1, 2002: 123-140.
- Zunshine 2003  
Zunshine, Lisa: Theory of Mind and Experimental Representations of Fictional Consciousness. In: *Narrative* 11/3, 2003: 270-291.
- Zymner 1998  
Zymner, Rüdiger: Erzählte Individualität als Problem der Komparatistik. In: *Compass. Mainzer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft* 3, 1998: 26-51.